

VERDIAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.



Inhalt: Drei österreichische Dichterinnen (mit Portrait). — Ein stilles Nest. Novelle von Ivan Turgeniew. (Fortsetzung). — Die Insecten als Musikanten, von Chevalier de Vincenti. — Ein Kinderfest im Neuen Palais zu Potsdam, von Ludwig Bietsch (mit Illustration von D. Wisniewski). — Heirathsorakel in England, von Freiherrn von Reinsberg-Düringsfeld. (Schluß). — Ein Fürstenschloß, von Elise von Hohenhausen. — Populäre Gesundheitspflege. Von einem Arzte. II. — Von Stiefeln und einigem Anderem, von A. v. C. — Modenbild nebst Beschreibung. — Räthsel. — Auflösung der Charade Seite 218. — Correspondenz.

Drei österreichische Dichterinnen.

Den ersten Lyriker Oesterreichs nennt Franz Grillparzer mit Recht die Dichterin Betty Paoli. Die Leser ihrer Dichtungen verehren in ihr den echten Genius der Poesie, der in Gedankenmacht und Formensönheit auf das edelste zu Tage tritt, und wer auch nur flüchtig mit ihr in Berührung gekommen, huldigt ihr im Herzen wie im Geiste, für immer gewonnen durch die schlichte Einfachheit ihres Wesens, die unverfälschte Güte, die jedes ihrer Worte, ihren ganzen Gedankengang durchweht. Betty Paoli gewährt das seltene Schauspiel einer großartig angelegten Natur, die so vollkommen harmonisch entwickelt ist, daß alle ihre Gaben im edelsten Gleichmaß erscheinen.

Am 30. December 1814, die Tochter eines angesehenen Arztes, geboren, verlebte unsere Dichterin eine glückliche Kindheit; zwar verlor sie frühzeitig den Vater, doch in liebevoller Fürsorge wachte eine zärtliche Mutter über ihr. Bald schon sprach sich ihr Hang und Drang zur Poesie aus; als zehnjähriges Mädchen kannte sie die Mehrzahl der Schiller'schen Gedichte auswendig und dichtete selbst. Ohne irgend wie in die Gesetze der Metrik eingeweiht zu sein, zeigte sie einen so scharf angeborenen Sinn für den Rhythmus, daß selbst diese kindlichen Versuche in der Dichtkunst sich durch Formreinheit auszeichneten. Doch weder diese schöne Fähigkeit noch überhaupt ihre ungewöhnliche Begabung fand in der Erziehung, die sie erhielt, besondere Berücksichtigung. Dies hätte gegen die Principien der damaligen Zeit verstößen, in der die gute weibliche Erziehung in musikalischen und Sprachkenntnissen gipfelte. In ihrem fünfzehnten Jahre traf sie ein herber Schicksalschlag; ihre Mutter verlor ihr Vermögen, und das junge Mädchen sah sich so, unerbittlich, gezwungen, ihr und sich eine Existenz zu gründen.

Betty Paoli gehört zu jenen tapfern Naturen, deren Kräfte mit den Schwierigkeiten, gegen die sie zu kämpfen haben, wachsen, statt von ihnen gebeugt zu werden. Ganz auf sich selbst gestellt, hatte sie sich auch selbst ganz gefunden und ihren Beruf als Dichterin erkannt. Mit glühendem Eifer und Wissensdrang machte sie sich an die Aufgabe, ihre Bildung zu erweitern, und erwarb beinahe unübersehbare Kenntnisse.

Im Jahre 1841 erschien der erste Band ihrer Gedichte, dem bald ein zweiter unter dem Titel: „Nach dem Gewitter“ folgte; beide ein Bild ihres seelischen Kampfs und Ringens, voll von Schwung und Kraft in Gedanken und Empfindung, so vom echten Genius gestempelt, daß sie alle Freunde der Poesie im Sturme gewannen.

Bald darauf erschienen drei Bände Erzählungen unter dem Titel: „Die Welt und mein Auge“, von Betty Paoli zum größten Theil in ihrer ersten Jugend schon geschrieben. Die Verfasserin selbst sprach sich über diese Jugendarbeit später sehr streng aus, „denn“, meint sie, „in der Lyrik könne wohl eine starke poetische Empfindung für den Mangel an

geistiger Reife entschädigen, nicht aber in der Erzählung, die Welt- und Lebenskenntniß, psychologische Vertiefung und eine Objectivität erfordere, wie sie bei einem jungen Mädchen nicht möglich.“ Aber eben die Jugendlichkeit der Verfasserin, welche die Mängel verschuldete, verlieh andererseits jenen Erzählungen einen unwiderstehlichen Reiz.

So ziemlich um dieselbe Zeit ward Fräulein Paoli, die ihre Mutter verloren hatte, Gesellschaftsdame der Fürstin Schwarzenberg, der Wittve des Siegers von Leipzig. Die Fürstin, eine Frau von so bedeutendem Geiste als wahrhaft edlem Charakter, verstand die Dichterin vollkommen zu würdigen, und es knüpfte sich zwischen den beiden Frauen ein Freundschaftsbund, den erst der Tod der Fürstin löste.

In dieser Epoche entstand der „Romancero.“ Unter den vier Epen, welche er enthält, ragt wohl „Maria Bellico“ als das bedeutendste hervor. Wenige Jahre später folgte ihm ein Band „Neue Gedichte“, von demselben durchschlagenden Erfolg begleitet, wie seine Vorgänger. Sodann hielt sich die Dichterin längere Zeit im Auslande auf. Im Jahre 1852 kehrte sie nach Wien zurück, wo sie, häufige Ausflüge abgerechnet, seither ihren Wohnsitz behalten. In engem Anschluß an eine werthe Freundin und die Familie derselben, umgeben von einem Kreis von Freunden, die zu den Besten und Bedeutendsten der Stadt zählen, lebt sie unermüdet geistig weiter bauend. Die großen Zeit- und Weltfragen mit regstem Interesse verfolgend, schlägt sie sich mit warmem Impulse stets auf die Seite der Unterdrückten, zugleich aber mit einer Mäßigung, welche ihre Parteinahme zum reifen Urtheil erhärtet. So in der Frage der Frauenemanzipation; warm wünscht sie ihrem Geschlechte ein weiteres, gerechter bemessenes Terrain für Ausbildung und Erwerb zugewiesen zu sehen, ohne jedoch je die Grenzen über das naturgebotene Maß ausdehnen zu wollen. Mit gleichem Eifer verfolgt sie die Fortschritte der Wissenschaft, die Ercheinungen auf dem Gebiete der Kunst. Erst in den letzten Jahren fügte sie in ihrem rastlosen Drange zur gründlichen Kenntniß des Englischen, Französischen, Italienischen noch die Erlernung des Spanischen, um seine Dichter in der Ursprache zu lesen, hinzu.

1856 erschien ein Band Gedichte: „Lyrisches und Episches.“ Nun gesellte sie zu ihrer dichterischen Thätigkeit auch eine feuilletonistische, und von der lebhaften Anerkennung des Publicums gesponnt, warben die ersten Blätter um die Gunst ihrer Mitarbeiterschaft. Namentlich ihre Theaterkritiken waren von hohem Werth.

Nach dreizehnjähriger Pause erschienen im vorigen Jahre ihre „Neuesten Gedichte“ (so betitelt sich die Sammlung). Stofflich allgemeiner gehalten, als die frühern Lieder, die zum großen Theil ein Spiegel ihrer eigenen Entwicklung und Seelenkämpfe, zündeten diese nicht minder. Eine Vorlesung, in welcher Hofschauspieler Lewinsky mit gewohnter Meisterschaft einen Theil der „neuesten Gedichte“ vorrug, war vom glänzendsten Erfolge



Wilhelmine Gräfin Wickenburg, geb. Gräfin Almasy.

gekrönt. Das ist das Merkmal unserer Dichterin, daß sie bei aller Männlichkeit des Geistes, aller Energie des Gefühls weiblich fein in Bild und Ausdruck ist, daß bei ihr das Gewaltige mit dem Schmelz und Dufte sich paart. So ist sie sensitiv wie für das Schöne auch für Recht und Wahrheit. Ein großer Zug geht durch ihren Charakter, ihren ganzen Gedankengang: die Gerechtigkeit, und ihr Cultus ist die Wahrheit. Vielleicht keins ihrer Gedichte vermöchte den Charakter der Dichterin und ihres Strebens besser zu zeichnen, als:

Das Entscheidende.

Wenn ein Gedanke dich durchheilt,
Bei dem du zweifelnd dich mußt fragen,
Ob, ausgesprochen, er der Welt
Verderben oder Heil wird tragen:

Dann laß die mögliche Gefahr
Ihm nimmermehr sein Recht bestreiten!
Nur Eines prüfe: Ob er wahr?
Nur dies, nichts Andres darf dich leiten.

Erträgt er deines Geistes Gericht,
Frei laß sodann sein Banner wehen!
Der Rest ist deines Amtes nicht,
Nicht du hast dafür einzustehen.

Und tauchte er in seinem Gang
Die Welt in Blut auch und in Flammen:
Wenn schließlich er den Sieg errang,
Wird doch nur Segen ihm entstammen!

Denn sich! ein Zauber tief und still
Ist mit der Wahrheit stets verbunden,
Und gleich dem Speere des Achill
Heilt sie auch, die sie schlug, die Wunden.

Nicht sie, die, ewig treu und rein,
Zusammenhält der Welt Gefüge,
Gefährlich ist der Bahn allein,
Verderben bringt allein die Lüge. —

Eine nicht minder eigenartige Erscheinung auf dem Gebiete der Dichtkunst ist Baronin Ebner, geb. Gräfin Dubsky. Die an Frauen so höchst seltene Fähigkeit des Gestaltens drängt ihre Thätigkeit dem Drama zu. Selbst kraftvoll, fühlt sie sich auch nur zu mächtigen Stoffen hingezogen, gewaltige Charaktere und Epochen sind ihr liebster Vorwurf, und mit fester Hand versteht sie solche zu zeichnen, ohne dabei je über die Schönheitslinie hinaus zu gerathen; das beweist ihre „Maria Stuart“, und mehr noch ihre „Marie Roland“, die wohl zu den bedeutendsten dramatischen Leistungen der Jetztzeit zählt.

Auch bei Gräfin Dubsky, 1830 geboren, machte sich, wie bei jeder gewaltigeren Begabung, der Drang des Schaffens früh schon geltend, auch ihr blieb jener Kampf nicht erspart, der als die Probe der Echtheit an beinahe jedes Talent herantritt. Die Einen verübten es der Gräfin, daß sie Dichterin, die Anderen der Dichterin, daß sie Gräfin ist. Nachdem sie sich mit dem Freiherrn Ebner von Eichenbach, einem der hervorragendsten und verdienstvollsten der österreichischen Genie-Officiere, vermählt hatte, ward jedoch ihrem schönen Talente auch im Familienkreise Verständnis und Würdigung zu Theil.

Beinahe ein Jahrzehnt ist es, daß an der Bühne zu Karlsruhe „Maria Stuart“, ein Drama von M. von Eichenbach, in Scene ging und einen ehrenvollen Erfolg errang. Eduard Devrient hatte den Werth und die Wirksamkeit des Stückes auf den ersten Blick erkannt, unbeirrt durch den Einwurf: „was soll ein Drama Maria Stuart, das vor der Zeit des Schiller'schen spielt und keinen Abschluß ihres Geschickes bringt?“ Die Episode Bothwell's, die Ermordung Darnley's ist doch wahrlich ein dramatisches Moment, das durch die Gefangennahme der Königin vollen Abschluß erhält. Der Erfolg gab Devrient Recht, wenn er auch die Andern nicht belehrte.

Ein kleines amnuthiges Lustspiel: „die Beilchen“ gefiel an der Wiener Hofbühne sehr, ein größeres zählt in Prag zu den Repertoirestücken. Auch ein dramatisches Gedicht: „Doctor Ritter“, im vorigen Jahre bei Gelegenheit einer Akademie zum Besten des projectirten Schillerdenkmals in Wien zum ersten Mal gegeben und eine Episode aus Schillers Jugendzeit behandelnd, gefiel ungemein und wurde oft wiederholt. Doch unstreitig der Verfasserin bedeutendste Leistung, wie überhaupt, wir wagten es zu wiederholen, eine der bedeutendsten dieser Art aus unserer Zeit ist „Marie Roland“.

Ist es schon bewundernswerth, einen so gewaltigen Stoff von einer Frau erwählt zu sehen, so ist es noch bewundernswerther, ihn in so schöner und harmonischer Weise behandelt zu finden. Da ist kein Ueberstürzen, kein Ueberbieten, da sind keine allzu scharfen Kanten; die Zeichnung der Situation und der Charaktere dagegen ist markig und lebensvoll, historisch wahr, im Guten wie im Bösen der Uebertreibung fern. Die Handlung entwickelt sich fließend, logisch wie die Charakteristik, mit einer Fülle schöner Motive, schwungvoller, tiefer Gedanken. Die Sprache ist kräftig und feurig, edel und zart; mit einer Feinheit, welche die liebenswürdige wie die geniale Frau verräth, schmiegt sie sich jeder Situation, jeder Persönlichkeit an.

Demselben Kreise, der uns, wenn auch etwas widerwillig, Baronin Ebner geschenkt, danken wir noch eine andere Dichterin, die gleichfalls den Stempel des echten Berufes trägt. Fünf Jahre ungesähr sind es, daß ein Büchlein mit der Aufschrift: „Gedichte von Wilhelmine Gräfin Almaffy“ Aufmerksamkeit erregte. Auf die Frage nach Näherem über diese bisher noch dem Lesepublicum vollständig unbekante Dichterin verlaute, daß sie ein schönes, erst 20 Jahre altes Mädchen sei. Um so mehr mußte sowohl die vollendete Form überraschen, wie der Hang zu ernster Reflexion, der sich in den Dichtungen ausdrückt. Voll Sinnigkeit und Zartheit sind diese Lieber. Wir heben den Nachruf an Julie Rettich hervor, der gewiß zu den schönsten Immortellen zählt, welche die trauernde Muse an Grabe jener großen Künstlerin niederlegte.

Diese Sammlung erwarb der 1845 in Ofen geborenen, aber in Wien erzogenen Dichterin nicht allein warme Anerkennung, sondern auch ihr Lebensglück. Graf Albrecht Wickenburg, selbst Schriftsteller und Dichter, fand in den Gedichten eine ihm verwandte Seele, zu der es ihm so mächtig zog, daß er beschloß, noch eh' er die Dichterin persönlich kennen gelernt, um sie anzuhalten. In ihrem Hause eingeführt, gelang es ihm bald, ihr Herz und ihre Hand zu gewinnen.

So erschien das zweite Bändchen Gedichte (1869) schon unter dem Namen Gräfin Wickenburg-Almaffy. Wir finden darin dieselben Vorzüge, die uns im ersten überraschten, aber bedeutend erhöht wieder. Denken und Empfinden haben an Kraft gewonnen, Anschauungsweise und Darstellung sind gereifter. Namentlich jene Gedichte, welche sich auf den Verlust eines Bruders beziehen, der, der einzige, im neunzehnten Jahre hinweggerafft ward, sind schön und innig.

Einige Uebersetzungen aus dem Englischen nach Edgar Poe verdienen Erwähnung für die Meisterhaftigkeit der Form. Nicht minder ein Cyklus ungarischer Volkslieder in ihrer charakteristischen Wiedergabe. Nur eine überaus feine Empfindung vermag eine fremde Individualität und Sprache so zu erfassen und die letztere umzuschmelzen, ohne die erstere anzutasten. Wir freuen uns, die Dichterin jetzt mit einer größeren Arbeit dieser Art beschäftigt zu wissen, wenn wir nicht irren, mit der Uebersetzung der „Nymphidia“.

Wer aber die interessante Dichterin mit glücklichem Ausdruck an der Seite ihres Gatten in ernstem Eifer arbeiten und nur wönnig lächelnd aufblicken sieht, wenn ihr niedliches kleines Mädchen naht, der sagt sich: diese schöne junge Frau schreibt nicht allein reizende Gedichte, sie lebt ein nicht minder liebliches. Mächtigen unsere drei Dichterinnen eifrig und segenvoll fortwirken, jede in ihrer Art, denn so wahr als schön ist Platen's Wort:

Ein jeder Ruf, der noch so leise
Die Geister aneinander reißt,
Wirft fort auf seine stille Weise
Durch unberechenbare Zeit.

[2656]

Ein stilles Nest.

Novelle von Ivan Turgeniew.

(Fortsetzung.)

„Seien Sie uns willkommen!“ rief Spatow, „das ist unerwartet, das ist schön. Erlauben Sie mir, Ihnen das Händchen zu küssen.“

„Da haben Sie es,“ erwiderte sie, „aber ziehen Sie den Handschuh selbst ab, ich kann es nicht.“ Und indem sie ihm ihre Hand reichte, nickte sie Maria Pavlowna mit dem Kopfe zu. „Stelle Dir vor, Mascha,“ sagte sie mit einem leisen Seufzer, „mein Bruder kommt heute nicht.“

„Ich sehe auch ohne dies, daß er nicht da ist,“ antwortete halblaut Maria Pavlowna.

„Er läßt Dir sagen, er sei beschäftigt. Sei nicht böse. Guten Tag, Jegor Kapitonitsch; guten Tag, Ivan Nitsch. Guten Tag, Kinder.“ — „Wassja,“ fügte sie, zu ihrem Kosaken gewandt, bei, „sorge dafür, daß Krassawitsch fleißig umhergeführt wird, hörst Du! — Mascha, gib mir, bitte, eine Stecknadel, um meine Schleppe aufzustechen.“ — Michail Nikolaitch, kommen Sie her!“ Spatow trat zu ihr heran.

„Wer ist dieses neue Gesicht?“ fragte sie ziemlich laut. „Das ist unser Nachbar Astachow, Vladimir Sergeitsch, wissen Sie, dem Saffowo gehört. Wollen Sie, daß ich Sie bekannt mache?“

„Gut — nachher. Ach, welch' ein herrliches Wetter,“ fuhr sie fort. „Jegor Kapitonitsch, ist es denn möglich, daß Matriona Markowna auch bei solchem Wetter brummt?“

„Matriona Markowna brummt weder bei diesem, noch bei einem anderen Wetter, sie ist nur streng in Bezug auf die Manieren.“

„Und was machen die Fräulein Birulew's? Am folgenden Tage, nicht wahr, ist ihnen schon Alles bekannt?“ Und sie brach in ein klingendes, silbernes Lachen aus.

„Sie belieben immer zu scherzen,“ erwiderte Jegor Kapitonitsch. „Freilich, wann sollte man denn scherzen, wenn nicht in Ihren Jahren!“

„Jegor Kapitonitsch, Lieber, ärgern Sie sich nicht. Ach, ich bin müde, ich muß mich setzen.“

Nadeshda Alexejewna ließ sich in einen Sessel nieder und zog sich muthwillig den Hut über die Augen. Spatow führte Vladimir Sergeitsch zu ihr heran.

„Erlauben Sie, Nadeshda Alexejewna, daß ich Ihnen unseren Nachbar, Herrn Astachow, vorstelle, von dem Sie wohl schon gehört haben werden.“

Vladimir Sergeitsch verbeugte sich, und Nadeshda Alexejewna blickte unter dem Rande ihres runden Hutes hervor, zu ihm auf.

„Nadeshda Alexejewna Beretiew, unsere Nachbarin,“ fuhr Spatow, zu Vladimir Sergeitsch gewandt, fort. „Sie lebt hier mit ihrem Bruder Peter Alexejewitsch, verabschiedetem Lieutenant der Garde. Sie ist eine große Freundin meiner Schwägerin und will überhaupt unserem ganzen Hause wohl.“

„Ein vollständiges Signalement,“ sagte spöttisch Nadeshda Alexejewna, immer noch unter dem Hute zu Vladimir Sergeitsch aufsehend.

Vladimir Sergeitsch dachte unterdessen bei sich selbst: Aber auch diese ist ja außerordentlich hübsch. Und Nadeshda Alexejewna war in der That ein liebliches Mädchen. Fein und schlank gebaut, schien sie weit jünger zu sein, denn sie hatte bereits das siebenundzwanzigste Jahr erreicht. Sie hatte ein rundes Gesicht, ein kleines Köpfchen, dicke, blonde Haare, ein spitzes, fast verwegenes ausgezogenes Näschen und heitere, etwas listige Augenlein. Spottlust leuchtete aus ihnen und sprühte förmlich Funken. Ihre äußerst lebhaften und beweglichen Gesichtszüge nahmen zuweilen den Ausdruck wahrer Ausgelassenheit, übermüthigten Humors an. Zuweilen wohl ließ plötzlich ein Schatten des Nachdenkens über ihr Gesicht, dann wurde es sanft und treuherzig; doch konnte sie sich nicht dauernd dem Nachdenken hingeben. Sie sagte vorzugsweise die komische Seite der Menschen auf und zeichnete recht gut Caricaturen. Sie war von ihrer Geburt an von Allen verhätschelt worden, und das konnte man sogleich an ihr bemerken: in der Kindheit verwöhnte Menschen tragen bis zu ihrem Lebensende ein besonderes Abzeichen. Der Bruder liebte sie, obgleich er versicherte, daß sie steche und zwar nicht wie eine Biene, sondern wie eine Wespe; denn wenn eine Biene sticht, so stirbt sie durch den Stich, eine Wespe aber macht sich Nichts aus demselben. Dieser Vergleich ärgerte sie.

„Sind Sie für längere Zeit hier?“ fragte sie Vladimir Sergeitsch gejenkten Blickes und ihre Reitzerte in den Fingern drehend.

„Nein; ich beabsichtige morgen schon abzureisen.“

„Wohin?“

„Nach Hause.“

„Nach Hause? Darf ich fragen, warum?“

„Warum? ich bitte Sie! Ich habe zu Hause Geschäfte, die keinen Aufschub leiden.“

Nadeshda Alexejewna sah ihn an.

„Sind Sie denn — so ein pünktlicher Mensch?“

„Ich bestrebe mich, ein pünktlicher Mensch zu sein,“ sagte Vladimir Sergeitsch. „In unserem positiven Zeitalter muß jeder ordentliche Mensch positiv und pünktlich sein.“

„Das ist sehr richtig,“ bemerkte Spatow, „nicht wahr, Nitsch?“

Ivan Nitsch blickte nur zu Spatow auf, Jegor Kapitonow aber sagte:

„Ja, so ist es.“

„Schade,“ sagte Nadeshda Alexejewna, „uns fehlt gerade jeune premier. Sie können doch Komödie spielen?“

„Ich habe meine Kräfte noch nie auf diesem Schanz versucht.“

„Ich bin überzeugt, Sie würden gut spielen. Sie ganz die Haltung. Eine richtige Haltung ist für einen jeune premier unumgänglich notwendig. Mein Bruder will wollen hier ein Liebhabertheater einrichten. Wir wollen bloß Komödien, sondern auch Dramen, Balletts und sogar Göttdien aufführen. Was fehlt Mascha zu einer Cleopatra Phädra? Sehen Sie sie einmal an!“

Vladimir Sergeitsch wandte sich um. Maria Pavlowna stand, die Arme über der Brust gekreuzt, den Kopf an die Wand gelehnt, da und blickte nachdenkend in die Ferne. In die Augenblicke erinnerten ihre wohlgeformten Züge wirklich an antike Bildsäule. Sie hatte die letzten Worte Nadeshda Alexejewna's nicht vernommen; als sie aber bemerkte, daß plötzlich Blicke Aller auf sie gerichtet waren, errieth sie sofort, um was sich handelte, erröthete und wollte in den Salon gehen. Nadeshda Alexejewna aber ergriff schnell ihre Hand, zog sie mit schmeichlerischen Koketterie eines Käschens zu sich und küßte fast männliche Hand. Maria Pavlowna erglühte noch mehr.

„Du treibst immer Pöffen, Radia,“ sagte sie. „Habe ich denn nicht die Wahrheit von Dir gesagt? berufe mich auf alle Andern... Nun, gut, gut, ich werde hören.“ — „Ich wiederhole,“ fuhr Nadeshda Alexejewna zu Vladimir Sergeitsch fort, „schade, daß Sie reisen! Wir haben einen jeune premier, der sich selbst aufdrängt; allein, er ist gar zu schlecht.“

„Wer ist es? Erlauben Sie mir die Frage.“

„Vodrakow, der Dichter. Wie kann ein Dichter jeune premier sein? Erstens kleidet er sich ganz schrecklich; zweitens stellen Sie sich vor! — fürchtet er sich; er lispelt, eine Hand immer über seinem Kopfe, und ich weiß nicht, was Alles. Sie mir, ich bitte, Monsieur Astachow, sind denn alle Dichter Vladimir Sergeitsch richtete sich hoch auf.

„Ich habe keinen von ihnen persönlich gekannt und gestehen, daß ich auch niemals ihre Bekanntschaft gesucht habe.“

„Ja, Sie sind ja ein positiver Mensch. Wir werden drjakow nehmen müssen, es ist nicht zu ändern. Die andern jeunes premiers sind noch schlechter. Dieser wird wenigstens seine Rolle lernen. Mascha wird außer den tragischen Rollen auch die Stelle einer Brimadonna bei uns einnehmen. Sie Sie sie singen gehört, Monsieur Astachow?“

„Nein,“ sagte lächelnd Vladimir Sergeitsch, „ich wußte einmal...“

„Was Du nur immer mit mir hast, Radia!“ sagte Maria Pavlowna mit unwilliger Miene.

Nadeshda Alexejewna sprang auf. „Bei Gott, Mascha, singe uns Etwas vor, ich bitte Dich. bitte... Ich werde nicht ablassen, bis Du uns Etwas vor singst. Mascha, meine Seele. Ich würde auch singen, um unseren zu unterhalten; aber Du weißt ja, was ich für eine hübsche Stimme habe. Doch Du sollst sehen, wie gut ich Dich accompagniren werde.“

Maria Pavlowna schwieg. „Dich wird man nicht los,“ sagte sie endlich. „Wie ein verwöhntes Kinde muß man Dir alle Deine Einfälle erlauben. Gut, ich werde singen.“

„Bravo, bravo!“ rief Nadeshda Alexejewna und klatschte in die Hände. „Meine Herren, wollen wir in den Salon gehen. Aber was die ‚Einfälle‘ anbelangt, so will ich es Dir gedenken, setzte sie lachend hinzu. „Wie kannst Du vor Fremden so schwachen Seiten bloßstellen? Jegor Kapitonitsch, werden Sie in dieser Weise von Matriona Markowna vor Fremden schämt?“

„Matriona Markowna,“ murmelte Jegor Kapitonitsch, eine sehr ehrenwerthe Dame, nur in Bezug —“

„Nun, kommen Sie, kommen Sie,“ unterbrach ihn Nadeshda Alexejewna und trat in den Salon.

Alle folgten ihr. Sie warf ihren Hut ab und setzte sich das Piano. Maria Pavlowna stellte sich an die Wand ziemlich weit von Nadeshda Alexejewna.

„Mascha,“ sagte sie nach einigem Nachdenken, „singe ein Chlopetz seje sheto.“

Maria Pavlowna sang. Ihre Stimme war rein und hell und sie sang gut — einfach und ohne Affectation. Alle folgten ihr aufmerksam zu, und Vladimir Sergeitsch konnte sein Staunen nicht verbergen. Als Maria Pavlowna geendigt hatte trat er zu ihr und begann ihr zu versichern, daß er weit entfernt gewesen wäre, zu erwarten...

„Warten Sie, warten Sie,“ unterbrach ihn Nadeshda Alexejewna, „es wird noch besser kommen! Mascha, ich will die kleinrussische Seele erfreuen, singe jetzt: Gomin, gomin, dubravi...“

„Sind Sie denn kleinrussisch?“ fragte sie Vladimir Sergeitsch. „Ich bin in Kleinrussland geboren,“ antwortete sie und an: „Gomin, gomin...“

Zuerst sprach sie die Worte gleichgiltig aus; aber der schön muthig-leidenschaftliche, vaterländische Gesang erregte sie allmählig, und ihre Wangen rötheten sich, die Augen blitzten, war Gluth in der Stimme. Sie schloß.

„Mein Gott, wie schön hast Du das gesungen,“ sagte Nadeshda Alexejewna, über die Tasten gebeugt. „Wie schade, daß mein Bruder nicht hier war!“

Maria Pavlowna senkte sogleich den Blick und lächelte ihrem gewohnten, bitteren Spott.

„Wir sollten eigentlich noch Etwas hören,“ sagte Spatow. „Ja, wenn Sie so gut sein wollten,“ fügte Vladimir Sergeitsch hinzu.

„Entschuldigen Sie mich, ich werde heute nicht mehr singen,“ sagte Maria Pavlowna und verließ das Zimmer.

Nadeshda Alexejewna sah ihr nach, versank in Nachdenken, lächelte und fing an mit einem Finger die Melodie des Liedes zu spielen; dann spielte sie plötzlich eine brillante Orgel, ohne sie zu endigen, einen lauten Accord, schlug das Instrument zu und stand auf.

„Schade, daß hier Niemand ist, mit dem man tanzen könnte, das wäre mir eben recht!“

Vladimir Sergeitsch trat zu ihr. „Welch' eine herrliche Stimme Maria Pavlowna hat!“ bemerkte er, „und mit welchem Gefühle sie singt!“

„Lieben Sie die Musik?“

„Ja, sehr.“

„Ein so gelehrter Mann — und dennoch lieben Sie die Musik!“

„Woraus schließen Sie, daß ich ein Gelehrter bin?“

„Ach, ja; ich vergesse immer, daß Sie ein positiver Mensch sind. Wo ist denn Mascha hin? Warten Sie, ich bringe sie zurück.“

Und Nadeschda Alexejewna flatterte aus dem Salon hinaus. Ein Windbeutel, wie Sie sehen,“ sagte Zpatow zu Vladimir Sergeitsch, „aber sie hat das beste Herz. Und was für eine Erziehung hat sie erhalten! Sie haben keinen Begriff davon! Sie spricht alle Sprachen. Nun, es ist begreiflich, sie sind wohlhabend.“

„Ja,“ sagte Vladimir Sergeitsch zerstreut, „eine sehr liebenswürdige junge Dame. Aber, erlauben Sie mir zu fragen: war auch Ihre Frau Gemahlin aus Kleinrußland?“

„Ja wohl. Meine verstorbene Frau war aus Kleinrußland, wie ihre Schwester Maria Pavlowna. Die Wahrheit zu sagen, hatte sogar meine Frau keine ganz reine Aussprache. Obgleich sie der russischen Sprache vollkommen mächtig war, sprach sie doch nicht ganz richtig. Maria Pavlowna hat die Heimath schon als Kind verlassen. Aber das kleinrussische Blut blüht immer durch; nicht wahr?“

„Maria Pavlowna singt wundervoll!“ bemerkte Vladimir Sergeitsch.

„In der That, nicht schlecht. Doch warum bringt man uns denn keinen Thee? Und wo sind die jungen Mädchen geblieben? Es ist Theezeit.“

Die jungen Damen kehrten nicht zurück. Unterdessen wurde der Theetisch gedeckt, und der Samowar gebracht. Zpatow schickte nach ihnen; sie kamen zusammen. Maria Pavlowna setzte sich an den Tisch, um den Thee einzuschicken, Nadeschda Alexejewna aber trat in die Thüre der Terrasse und blickte in den Garten hinaus. Auf den hellen Sommertag war ein klarer, stiller Abend gefolgt; der Himmel war zur Hälfte von der rothen Gluth der Abendsonne überglänzt; der breite Teich stand da, ein unbeweglicher Spiegel, und aus dem silbernen Nebel seines tiefen Schosses warf er den ganzen Abgrund der Luft und die umgestürzten, schwärzlichen Bäume und Häuser zurück. Rings umher war Alles verstummt, nirgend der kleinste Lärm zu hören.

„Sehen Sie, wie schön!“ sagte Nadeschda Alexejewna leise zu dem zu ihr herantretenden Vladimir Sergeitsch. „Dort unten im Teiche hat sich ein Stern entzündet, neben dem Lichte im Hause; das Feuer ist roth, und der Stern golden. Und hier kommt auch die Großmutter gefahren,“ fügte sie laut hinzu.

Hinter dem Fliedergebüsch kam eine kleine Kalesche hervor. Zwei Diener schoben sie. In ihr saß ein altes Mütterchen ganz gebückt und verummumt, den Kopf auf die Brust herabgebeugt. Der weiße Besatz ihrer Haube bedeckte fast ganz ihr verträumtes, verschrumptes Gesichtchen. Die Kalesche hielt vor der Terrasse, Zpatow trat aus dem Salon, und die kleinen Mädchen liefen hinter ihm her. Sie waren während des ganzen Abends wie die kleinen Mäuschen in den Zimmern umhergelaufen.

„Ich wünsche Ihnen einen guten Abend, Mutter,“ sagte Zpatow mit erhöhter Stimme, indem er zu der Alten trat. „Wie geht es Ihnen heute?“

„Bin gekommen, Euch zu sehen,“ sprach die alte Frau dumpf und mit Anstrengung. „Welch' ein herrlicher Abend! Am Tage habe ich geschlafen, und jetzt thun mir die Füße weh. Oh, diese Füße! Sie dienen nicht mehr, aber schmerzen.“

„Erlauben Sie mir, Mutter, Ihnen unseren Nachbar Astachow, Vladimir Sergeitsch, vorzustellen.“

„Sehr erfreut,“ sagte die Alte, ihn mit ihren großen, schwarzen, bereits erloschenen Augen betrachtend. „Bitte um Ihre Liebe für meinen Sohn. Er ist ein guter Mensch; erzogen habe ich ihn so gut ich konnte, aber — es ist Frauenarbeit. Es ist noch Kleinmuth in ihm; so Gott will, soll er aber noch gelehrt werden, und es wäre Zeit. Doch, ich muß nach Hause. Nadia, sind Sie das?“ fügte die Alte, den Blick auf Nadeschda Alexejewna gerichtet, fort.

„Ja, Großmutter.“

„Und Mascha schenkt den Thee ein?“

„Ja, Großmutter, sie besorgt den Thee.“

„Wer ist noch da?“

„Jwan Iljitsch und Jegor Kapitonitsch.“

„Der Mann Matriona Markowna's?“

„Ja, Großmutter.“

Die Alte bewegte die Lippen.

„Nun, gut. Sage mir doch, Michja, werde ich denn nicht endlich zu dem Bauernältesten gelangen? Gib Befehl, daß er morgen recht früh zu mir komme, ich werde Vieles mit ihm zu besprechen haben. Ich sehe, ohne mich geht's nicht vorwärts bei Euch. Jetzt ist es genug, ich bin müde; fahrt mich weg, Ihr! Lebwohl, Väterchen, habe Deinen Namen und Deines Vaters Namen vergessen,“ sagte sie, zu Vladimir Sergeitsch gewandt, entschuldige die alte Frau. Und Ihr, Enkelchen, begleitet mich nicht. Setzt Euch, setzt Euch und lernt Eure Aufgaben, hört Ihr? Mascha verwöhnt Euch allzusehr. Jetzt vorwärts.“

Und der mit Mühe nur aufrecht gehaltene Kopf der alten Frau fiel wieder auf die Brust zurück. . . .

Die Kalesche setzte sich in Bewegung und rollte leise fort.

„Wie alt ist Ihre Mutter?“ fragte Vladimir Sergeitsch.

„Sie ist erst im dreißigsten Jahre, hat aber seit sechsundzwanzig Jahren schon den Gebrauch ihrer Füße verloren; das geschah bald nach dem Tode meines seligen Vaters. Sie war einmal eine Schönheit!“

Alle schwiegen.

Plötzlich erbehte Nadeschda Alexejewna.

„Was war das? Ich glaube, eine Fledermaus flog vorüber, wie gräulich!“

Sie ging eilig ins Zimmer zurück.

„Es ist Zeit, daß ich nach Hause reite. Michail Nikolaitch, lassen Sie mir mein Pferd satteln.“

„Und auch ich muß fort,“ bemerkte Vladimir Sergeitsch.

„Warum denn?“ fragte Zpatow. „Mächtigen Sie doch hier. Nadeschda Alexejewna hat nur zwei Werst bis nach Hause, Sie aber haben deren zwölf zurückzulegen. Und auch Sie, Nadeschda Alexejewna, warum eilen Sie? Warten Sie doch den Mond ab; er muß bald aufgehen, und Sie werden es dann noch heller haben zum Reiten.“

„Es ist mir recht,“ sagte Nadeschda Alexejewna, „ich bin lange nicht bei Mondschein geritten.“

„Und Sie bleiben über Nacht bei uns?“ fragte Zpatow Vladimir Sergeitsch.

„Ich weiß wirklich nicht . . . wenn ich Sie nicht belästige . . .“

„Durchaus nicht, erbarmen Sie sich! Ich will Ihnen sogleich ein Zimmer bereiten lassen.“

Als Licht hereingebracht, Thee gereicht wurde, und Zpatow sich mit Jegor Kapitonitsch zu einer Partie Präférence gesetzt hatten, während die „Taschenseele“ schweigend neben ihnen Platz nahm, sagte Nadeschda Alexejewna: „Es ist schön, bei Mondschein zu reiten, besonders durch einen Wald. Angenehm und schauerlich zugleich! In dem seltsamen Spiele von Licht und Schatten ist's immer, als wenn sich hinter uns und vor uns Jemand heranschleiche. . . .“

Vladimir Sergeitsch lächelte herablassend.

„Und dann, haben Sie schon in einer dunkeln, warmen, stillen Nacht an einem Waldestrand gesessen? Da scheint es mir immer, als wenn hinter mir, ganz nah, gerade über meinem Ohre, Zwei flüsternd und heiß mit einander stritten.“

„Das ist das Blut,“ warf Zpatow ein.

„Sie beschreiben höchst poetisch,“ sagte Vladimir Sergeitsch. Nadeschda Alexejewna sah ihn an.

„Glauben Sie? . . . In diesem Falle würden meine Beschreibungen Mascha nicht gefallen.“

„Warum das? Liebt denn Maria Pavlowna nicht die Poesie?“

„Nein; sie findet, daß das Alles erfunden und nicht wahr sei. Das ist es, was sie nicht mag.“

„Seltsamer Vorwurf!“ rief Vladimir Sergeitsch. „Erfunden! wie sollt' es denn anders sein? Wozu wären denn sonst die Dichter?“

„Nun, freilich. Uebrigens sollten auch Sie eigentlich die Poesie nicht lieben.“

„Im Gegentheil, ich liebe Gedichte, wenn sie wirklich schön und wohlklingend sind und wenn sie . . . wie soll ich mich ausdrücken . . . wenn sie meine Ideen, meine Gedanken ausdrücken. . . .“

Maria Pavlowna erhob sich.

Nadeschda Alexejewna wandte sich rasch nach ihr hin.

„Wohin, Mascha?“

„Ich will die Kinder zur Ruhe bringen. Es ist neun Uhr.“

„Können sie sich denn nicht ohne Dich hinlegen?“

Maria Pavlowna nahm aber die Kinder bei der Hand und ging mit ihnen fort.

„Sie ist heute verstimmt,“ bemerkte Nadeschda Alexejewna, „und ich weiß auch, weshalb,“ fügte sie halblaut hinzu. „Aber das wird vorübergehen.“

„Erlauben Sie mir die Frage,“ fing Vladimir Sergeitsch an, „wo werden Sie den nächsten Winter zubringen?“

„Vielleicht hier, vielleicht aber auch in Petersburg. Ich fürchte mich in Petersburg zu langweilen.“

„In Petersburg? Erbarmen Sie sich! Wie wäre das möglich!“

Vladimir Sergeitsch begann ihr alle die Vorzüge, Bequemlichkeiten und Reize des Lebens in der Residenz zu schildern. Nadeschda Alexejewna hörte ihm aufmerksam zu, ohne die Augen von ihm zu wenden. Es war, als wenn sie seine Züge auswendig lernte, und zuweilen lächelte sie bei sich selbst.

„Ich sehe, daß Sie sehr beredt sind,“ sagte sie endlich. „Ich werde wohl den Winter in Petersburg verleben müssen.“

„Und Sie werden es nicht bereuen,“ bemerkte Vladimir Sergeitsch.

„Ich bereue niemals Etwas, es verlohnt nicht der Mühe. Hat man eine Dummheit begangen, so soll man sich bemühen, sie so schnell wie möglich zu vergessen — dann ist es fertig.“

„Erlauben Sie mir die Frage,“ fing Vladimir Sergeitsch nach einem kurzen Schweigen auf Französisch an, „sind Sie schon lange mit Maria Pavlowna bekannt?“

„Erlauben Sie mir die Frage,“ erwiderte Nadeschda Alexejewna mit schlagfertiger Spotte, „warum Sie gerade diese Frage in französischer Sprache an mich richten?“

„Nur so, ohne irgend einen besonderen Grund.“

Nadeschda Alexejewna lächelte noch einmal spöttlich.

„Nein, ich kenne sie noch nicht sehr lange. Nicht wahr, sie ist ein bedeutendes Mädchen?“

„Sie ist sehr originell,“ murmelte Vladimir Sergeitsch zwischen den Zähnen.

„Ist das von Ihren Lippen, den Lippen eines positiven Mannes, ein Lob? Ich glaube nicht. Vielleicht erscheine auch ich Ihnen originell? Indessen,“ fuhr sie, aufstehend und zum offenen Fenster hinaussehend, fort, „der Mond muß aufgegangen sein, die Pappeln erglänzen in seinem Lichte. Es ist Zeit fortzureiten. Ich will Krassavitsch jacteln lassen.“

„Das Pferd ist schon geatmet,“ sagte Nadeschda Alexejewna's kleiner Kojack, aus dem Schatten des Gartens in einen Lichtstreif hinaustretend, der auf die Terrasse fiel.

„Ach, das ist schön! Mascha, wo bist Du? Komm, um von mir Abschied zu nehmen.“

Maria Pavlowna kam aus dem Nebenzimmer hervor. Die Herren standen vom Kartentisch auf.

„Sie wollen also fort?“ fragte Zpatow.

„Ja, es ist Zeit.“

Sie trat an die Gartenthüre.

„Welch' eine Nacht!“ rief sie aus. — „Treten Sie heran, strecken Sie ihr das Gesicht hin. Ist es nicht, als wenn Sie ihren Athem fühlten? Und welch' ein Duft! Alle Blumen sind erwacht! Apropos, Mascha! ich habe Vladimir Sergeitsch gesagt, weißt Du, daß Du die Poesie nicht magst. Und jetzt gute Nacht — da wird mein Pferd vorgeführt.“

Sie lief rasch die Stufen der Terrasse hinab, schwang sich leicht in den Sattel, rief noch einmal „auf morgen!“, gab dem Pferde einen leichten Schlag mit ihrer Reitgerte und sprang dem Damme zu; der Kojack folgte ihr im Trabe.

Alle sahen ihr nach.

„Auf morgen!“ hörte man noch einmal unter den Pappeln her.

Lange noch vernahm man den Hufschlag in der stillen Sommernacht. Endlich mahnte Zpatow zur Rückkehr ins Haus.

„Es ist freilich sehr schön im Freien,“ sagte er, „allein wir müssen doch unsere Partie beendigen.“

Alle folgten ihm. Vladimir Sergeitsch begann Maria Pavlowna darüber auszufragen, weshalb sie die Poesie nicht liebe.

„Gedichte gefallen mir nicht,“ antwortete sie gleichsam ungerne.

„Sie haben vielleicht nur wenig Gedichte gelesen?“

„Ich habe selbst keine gelesen. Man hat sie mir vorgelesen.“

„Und es hat Ihnen wirklich kein einziges gefallen?“

„Kein einziges.“

„Auch die Gedichte Puschkins nicht?“

„Auch Puschkin nicht.“

„Weshalb?“

Maria Pavlowna antwortete nicht; Zpatow aber wandte sich über die Stuhllehne zurück und bemerkte mit treuherzigem Nachsicht, daß sie nicht allein Gedichte, sondern auch den Zucker nicht liebe und daß sie überhaupt nichts Süßes leiden könne.

„Es gibt ja aber auch Dichtungen, welche nicht süß sind.“

„Zum Beispiel?“ fragte Maria Pavlowna.

Vladimir Sergeitsch kratzte sich hinter dem Ohre. Er konnte selbst nicht viele Gedichte auswendig, solche zumal, die nicht süß waren.

„Halt,“ rief er endlich, „kennen Sie Puschkins 'Antschar'? Nein? Nun, diese Dichtung kann durchaus nicht süß genannt werden.“

„Lassen Sie mich hören,“ sagte Maria Pavlowna und schlug die Augen nieder.

Vladimir Sergeitsch blickte zur Decke auf, zog die Augenbrauen zusammen, murmelte Etwas vor sich hin und fing endlich an, den „Antschar“ zu declamiren.

Nach den vier ersten Strophen erhob Maria Pavlowna langsam die Augen, und als Vladimir Sergeitsch geendigt hatte, bat sie ihn eben so zögernd:

„Bitte, fangen Sie noch einmal an.“

„Dieses Gedicht gefällt Ihnen also?“ fragte Vladimir Sergeitsch.

„Bitte, noch einmal.“

Vladimir Sergeitsch wiederholte den „Antschar“.

Maria Pavlowna stand auf, ging ins andere Zimmer und kam zurück mit einem Blatt Papier, Feder und Tinte.

„Bitte, schreiben Sie mir es auf,“ bat sie Vladimir Sergeitsch.

„Necht gerne, mit Vergnügen,“ erwiderte er und machte sich an die Arbeit. „Aber ich muß gestehen, es verwundert mich, daß gerade dieses Gedicht Ihnen so gut gefallen kann. Ich habe es Ihnen nur als Beweis angeführt, daß nicht alle Gedichte süß sind.“

„Das muß ich gestehen!“ rief Zpatow. „Was hältst Du von diesem Gedichte, Jwan Iljitsch?“

Jwan Iljitsch blickte seiner Gewohnheit gemäß Zpatow nur an, sprach aber kein Wort.

„Hier ist es; ich bin fertig,“ sagte Vladimir Sergeitsch, ein Ausrufungszeichen hinter das letzte Wort setzend.

Maria Pavlowna dankte ihm und trug das Blatt in ihr Zimmer.

Eine halbe Stunde später wurde das Abendessen aufgetragen, und nach einer Stunde begaben sich beide Gäste auf ihre Zimmer. Vladimir Sergeitsch wandte sich mehr, als ein Mal an Maria Pavlowna, allein es war schwer, ein Gespräch mit ihr zu führen, und seine Erzählungen schienen sie nicht sonderlich zu unterhalten. Während er sich niederlegte, dachte er viel an sie und an Nadeschda Alexejewna. Er wäre übrigens bald eingeschlafen, wenn ihn nicht sein Nachbar, Jegor Kapitonitsch, gestört hätte. Nachdem der Gemahl Matriona Markowna's sich schon entkleidet und zu Bette gelegt hatte, unterhielt er sich noch sehr lange mit seinem Diener und predigte ihm Moral. Ein jedes seiner Worte gelangte deutlich zu Vladimir Sergeitsch's Ohren: nur eine dünne Scheidewand trennte die Herren.

„Halte das Licht tiefer,“ sagte Jegor Kapitonitsch mit kläglichem Stimm, „halt' es so, daß ich Dein Gesicht sehen kann. Alt und grau machst Du mich, Du gewissenloser Mensch, ganz alt und grau.“

„Erbarmen Sie sich, Jegor Kapitonitsch, wodurch mache ich Sie denn alt und grau?“ hörte man die dumpfe und verschlafene Stimme des Dieners.

„Wodurch? Das will ich Dir sagen, wodurch! Wie viele Mal habe ich Dir gesagt: Milka, habe ich Dir gesagt, wenn Du mit mir irgendwohin zum Besuch ausfährst, so nimm jedes Mal von allen Kleidern zwei Stück mit, besonders — halte das Licht tiefer! — besonders von den Oberkleidern. Und Du, was hast Du heute mit mir gemacht?“

„Was habe ich gemacht?“

„Was? Was soll ich denn morgen anziehen?“

„Dasselbe, was Sie heute angehabt haben.“

„Alt und grau machst Du mich, Du Bösewicht, alt und grau. Ich wußte schon heute nicht, wo ich mich vor Hitze lassen sollte. Halte das Licht tiefer, sagt man Dir, und schlafe nicht, wenn Dein Herr mit Dir sich unterhält!“

„Auch Matriona Markowna hat gesagt, es sei genug, und weshalb Sie immer solch' einen Haufen Sachen mitnehmen, sie werden nur ohne Noth abgenutzt.“

„Matriona Markowna — Ist das Frauensache, in diese Angelegenheiten einzugehen? Oh, alt und grau macht Ihr Alle mich, alt und grau.“

„Auch Jachein hat es gesagt.“

„Wie sagst Du?“

„Auch Jachein hat es gesagt.“

„Jachein, Jachein,“ wiederholte Jegor Kapitonitsch vorwurfsvoll. „Alt und grau macht Ihr mich; Ihr unglücklichen Menschen versteht nicht einmal ordentlich Russisch zu sprechen. Jachein! Was heißt Jachein? Wenn Du noch Jesim gesagt hättest, so hätte es gehen können, denn der eigentliche griechische Name heißt Euthymius, verstehst Du mich? — Halte das Licht tiefer! — Der Schnelligkeit wegen kannst Du meinethalben Jesim sagen, aber ja nicht Jachein, Jachein!“ wiederholte Jegor Kapitonitsch, indem er das Ja betonte. „Alt und grau macht Ihr Bösewicht mich! Halte das Licht tiefer!“

Und lange noch fuhr Jegor Kapitonitsch fort, auf diese Weise seinen Diener zu belehren und zu ermahnen, trotz des Hustens, Seufzens und anderer Zeichen der Ungeduld von Seiten Vladimir Sergeitsch's.

Endlich wurde sein Milka entlassen, und er schlief ein; aber — auch damit war Vladimir Sergeitsch nicht geholfen: Jegor Kapitonitsch schnarchte so stark und dick und mit so spielenden Uebergängen von den höchsten Tönen zu den tiefsten, mit solchem Pfeifen und Schnalzen, daß die Scherwand selbst davon zu erzittern schien. Der arme Vladimir Sergeitsch war dem Weinen nahe. Das Zimmer, das man ihm angewiesen hatte, war sehr dumpfig, und das Federbett, auf dem er lag, froh mit unerträglicher Wärme um seinen ganzen Körper hin.

In seiner Verzweiflung stand Vladimir Sergeitsch endlich auf, öffnete das Fenster und athmete begierig die duftige, nächtliche Frische ein. Sein Fenster ging in den Garten hinaus; der Himmel war klar, und die Scheibe des Vollmonds spiegelte sich

bald rund im Teiche ab, bald zog sie sich in eine lange, goldene Mehre von langsam ineinander fließenden Glittern aus. Auf einem der Gartenwege erblickte Vladimir Sergeitsch eine Gestalt in Frauenkleidern, er sah genauer hin: es war Maria Pavlowna, im Mondlichte erschien ihr Gesicht bleich. Sie stand unbeweglich da und auf einmal sprach sie — Vladimir Sergeitsch steckte den Kopf vorsichtig hinaus.

„Aber der Mensch schickte den Menschen Zum Antichar — mit Herrscherbild“

gelangte zu seinen Ohren.

Ist es möglich, dachte er, also das Gedicht hat Eindruck gemacht. . . Bald aber verstummte Maria Pavlowna und wandte ihm ihr Gesicht noch mehr zu; er konnte ihre dunklen, großen Augen, ihre strengen Augenbrauen und Lippen erkennen.

Plötzlich erbehte sie, wandte sich um, trat in den dichten Schatten hoher Akazien und verschwand. Vladimir Sergeitsch stand lange noch am Fenster, legte sich dann hin und schlief endlich auch ein.

Seltames Wesen — dachte er, sich von einer Seite zur andern wälzend — und da sagt man, in der Provinz gebe es nichts Bedeutendes. . . Warum nicht gar! Seltames Wesen! Ich will sie morgen fragen, was sie im Garten machte.

Und Jegor Kapitonitsch schnarchte fort.

(Fortsetzung folgt.)

Die Insecten als Musikanten.

Eine Thierstudie von Chevalier von Vincenti.

Zahllose Völkerschaften gibt es von kriechenden, fliegenden, schwimmenden, schwärmenden, springenden und hüpfenden Protostindern; bizarr unheimlich und zierlich anmuthsvoll, düster und hellglänzend, in demüthig bescheidenem Graurock oder in goldschimmernder Hoftracht. Bei diesen Völkern existiren seit Urzeiten alle Regierungsformen, welche Gesetzgeber, Reformatoren, Volksbeglucker und Verfassungskünstler in ihren politischen Herrschaften mit unsäglicher Mühsal zubereitet und dem geequälten Menschengeschlechte vorgelegt haben. Da gibt's neben absoluten Monarchien ohne falsches Gesetz, mit einem Selaven- und Helotentrost und einer Amazonenwirthschaft, demokratische Republiken mit Tribunen und Volksversammlungen, oligarchische Militästaaten mit erblichen Würden und finsterner Gewalttherrschaft u. s. w.

Gleich den Menschen bewohnen auch die Insecten — von ihnen ja sprechen wir — Höhlen und Erdgeschosse oder sie leben, z. B. die Termiten, unter gewölbten Domen oder, z. B. die Wespen, in altersgrauen Schlössern, wo mitunter Prinzen sich mit Königinnen vermählen, ohne Könige zu werden, wie der traurige Gemahl der Termitenkönigin, oder ein Männerherald, wie im Wienerreich, der Befehle der Herrscherin hart, nicht anders, als am Hofe irgend einer bronzefarbenen Majestät eines polynesischen Inselreiches.

Doch wir wollen diese Gleichnisse nicht weiterführen. Unsere Absicht ist, von dem unter den Insecten stark verbreiteten Geschmach für die Kunst der Musik den Lesern einiges Interessante zu erzählen. Auch die Ausübung dieser Kunst ist unter den Insecten eine sehr häufige. Und trotzdem sie keine Lunge haben, können wir sie, gleich menschlichen Musikbesessenen, in Vocalisten und Instrumentalisten einteilen.

Die Entomologen haben uns gelehrt, daß die Insecten durch ein kleines, an jedem Bauchring angebrachtes, knopflochförmiges Luftloch Athem holen, indem dort die atmosphärische Luft eindringt. Verstopft man diese Oeffnung, so stirbt das Thierchen an Erstickung. In dieser Weise sind denn die Insecten eigentlich Bauchredner und, wenn wir wollen, auch Bauchhänger. Von ihrer Vocalmusik ist freilich nicht viel zu sagen, indem nach Burmeister und Lacordaire nur wenige Insecten es darin weiter, als zu einer mechanischen Choristenmittelmäßigkeit gebracht haben. Unter ihnen zeichnen sich der Matkäfer, der Kofkäfer und insbesondere die Familie der langgehörnten Insecten aus, deren Leistungen sich jedoch im Solovortrag nur auf einzelne gut gemeinte Anläufe beschränken.

Weit mannichfaltiger sind die Instrumentalisten vertreten, und wir müssen gestehen, daß im fliegenden und kriechenden Orchester dieser leider nicht genug anerkannten Musiker wirklich ganz Gediegenes geleistet wird. Wer hat z. B. nicht schon einmal die „Todtenuhr“ pfeifen hören? Wer aber spielt dieses seltsame Sterbelied, wie der Aberglaube meint? Ein kleines Insect von der Gattung der „Hornflügler“, das mit seinem Unterflügel je sieben bis acht Mal gegen das Wandgetäfel pocht und zwar in den verschiedensten Modulationen, um sein Weibchen zu locken. Dieser Liebesruf dauert so lange, bis das Weibchen darauf Antwort gibt und seine Weise mit den Locktönen seines Geliebten vermischt. Der Volksglaube nennt das Insect „Todtenuhr“ in der festen Ueberzeugung, daß sein Ruf am Lager eines Kranken von der schlimmsten Vorbedeutung sei.

Doch treten wir aus dem dumpfen Krankenzimmer hinaus in eine laue, stille, träumerische Sommernacht. Auf Busch und Blumenbeeten schweigt's, im Haine schläft's; hie und da nur schwebt ein einsamer Leuchtkäfer müde vorüber, umflutet wie eine irrende Blumenseele. Im schützenden Kelche großer Purpurblumen wiegen sich Nachtfalter, heranzieht von Blumenwein, schwer, schlaftrunken. Eure Hand ist so glücklich, einen solchen Schläfer zu erhaschen. Ihr erkennt an der seltsamen, bleichen, skelettförmlichen Zeichnung auf seinem brannen Thorax den Euch wohlbekannten „Todtenkopf“, die „sphinx atropos“ aus der Gattung der nächtlichen „Staubflügler“. Kaum hat ihn die Hand berührt, so läßt er einen eigenthümlichen Ton hören, der immer klagender und klagender wird und von einem weit größeren Thiere herzurühren scheint. Die Töne gleichen manchmal leisen, in der Ferne ersterbenden Waldhornklängen; eine Musik, welche das Thier mittelst eines kurzen, trompetenartig durchbohrten, über der Stirne gekrümmten Rüssels hervorbringen scheint, der mit einer Kopfhöhlung in Verbindung steht.

Gehen wir weiter in der Musterung unserer wunderlichen Musikbände, deren Mitglieder, wie die Hirten Theokrit's, die aufgehende Sonne, die Reize der Natur und die ewige Liebe feiern. Auf blühendem Strauche und Zaune schlägt die musifolle Baumgrille ihre monotone, betäubende Pauke, deren Töne die Griechen zu solcher Bewunderung hinrißen, daß die Cicada bei den pythischen Spielen den Musikpreis davontrug, und ihr Bild als Sinnbild der Musik die kostbaren Lauten der schönen Dilettantinnen schmückte. Unseren Musikfreunden scheint das Paukenspiel des thaugenährten Sommerpropheten weniger reizend; auch haben die Insectenforscher uns die Virtuosität dieses Musikers auf eine

allzu profaische Weise erklärt. An beiden Seiten des Unterleibes befindet sich nämlich eine halbmondförmige Höhlung, wie eine Trommelföhle, über die sich ein trockenes, nach außen convexes Häutchen spannt, das dem an der Brust angebrachten paukenden Saugrüffel als Trommelfell dienen muß. Dies ist das Instrument der Grille, und sie liebt es und pflegt es kaum weniger sorgsam, als Paganini seinen geliebten Stradivarius, den er mit gesticktem, irgend einer Gräfin entliehenen Batisttuche abzuwischen pflegte. Hat sie nämlich ihre Partitur abgepielt, dann bedeckt sie die beiden Paukenfelle sorglich mit einem hermetischen Deckel bis zum nächsten sonnigen, heiteren Sommertage.

Die gesammte Familie der „Geradflügler“ ist musikalisch. Wer kennt denn nicht den einsamen Geigenstrich des reisenden Violinisten, den wir das „Heimchen“ nennen, das grüne Thierchen mit den dunklen Flecken? Seine Hinterfüßchen dienen ihm als Bogen, der kräftig über eine vibrirende, längs dem Rande der Flügelbede gespannte Saite hinstreicht und fiedelt. Vom Orient zum Occident zieht der fahrende Musiker, der Freund der glühenden Einden, den die Schrift die „Gottesplage“ nennt, denn sein Lied erzählet von Hunger und Elend.

Heimlicher und lieber sind uns die „Hausgrillen“; bei ihnen hat das männliche Geschlecht, mit Ausschluß aller musikalischen Blauschmücker, sich ganz allein die Pflege der Musik vorbehalten. Burmeister behauptet, daß die „Hausgrille“ Aeolsharfe spiele, also ein Instrument, das in unseren mangelhaften Orchestern noch nicht vertreten ist. „Kri, kri, kri“ tönt es an einem schönen Herbstabend, wenn Euer Geist in stiller Träumerei sich ergeht, und der wohlbekannte Klang zieht Euch aus dem Traum in die Wirklichkeit zurück. „Kri, kri, kri“ tönt's wieder so heimlich, so freundlich in seiner Monotonie, wie der Refrain eines halbvergessenen Wiegenliedes. Und das macht die alte Hausgrille. Durch die Bewegungen des Thierchens wird die Luft aus den Löchern des Thorax gestoßen, trifft die Seitenränder der Flügelbeden, um in den häutigen Schildplatten zu vibriren, wie der Wind in den Harfenjaiten.

Demselben Instrumente widmen sich auch die männlichen Heuschrecken, doch nur schwächer, monotoner und eigentlich nur so versuchsweise, etwa wie der Tetrax (die Spitzheuschrecke) die Geige spielt.

Dies sind die musikalischen Koryphäen der Insectenwelt, welchen Gottes große, ewige, freie Natur als Bühne dient. Die untergeordneten Sujets recrutiren sich aus den „Hornflüglern“, die einfach ihre Füße gegen ihre Flügelbeden reiben, um zur Noth ihr Stückchen mitzukragen. Wir sprechen nur im Aerger unserer beleidigten Ohren von den Käferarten aus dem Geschlechte der „Lamellicornen“ (Blätterhörner), die, wie der Erdkäfer, der Todtengräber und einige andere unmusikalischen Gesellen dieser Clique, ganz gemein und unmelodisch ihr Talent auf der Nachwächterschnarre ausüben.

Daß die letzteren nicht die am wenigsten Unverschämten und Vorlautesten sind, wird Jeder begreifen, der die Monomanie und Eitelkeit der musikalischen Mittelmäßigkeit bei den Menschenkindern zu erfahren das Unglück gehabt hat.

Ein Kinderfest im Neuen Palais zu Potsdam.

Von Ludwig Pietzsch.

„Mit großen Herren ist schlecht Kirjchen essen,“ sagt das alte Sprichwort, dessen Wahrheit so Mancher, seit es große Herren gibt, und viel früher schon, als man Kirjchen aß, an seiner eigenen Haut schmerzlich genug erfahren mußte. Der alte Tantalus schon hatte davon ein Lied zu singen, oder — zu hören, und „denkt Kinder und Enkel und schüttelt das Haupt!“ Aber auch von dieser Erfahrung soll es Ausnahmen geben. Am häufigsten treten solche ein, wenn die großen Herren noch klein und jung sind, und besonders dann, wenn diese kleinen Großen von großen Eltern stammen, die noch mehr und noch eher, als große Herren (und Damen) edle, echte, natürliche Menschen sind.

Wir wissen in Berlin, daß wir nicht weit zu suchen haben, um ein Paar Muster dieser Art zu finden. Schon ehedem, in früheren Perioden der preussischen Geschichte und des preussischen Herrscherhauses, begegnen wir solchen Gestalten. Man braucht nur an Friedrich Wilhelm III. und Luise, an die Tage von Pareß und die Prieten von Memel zu erinnern. Eigenschaften, wie sie jenes edle Menschenpaar auf dem Thron der Hohenzollern zeigte, schmückten auch die heutigen Träger der preussischen Krone und nicht minder deren Erben. Sie würden sich eben so wie bei Jenen auch unter dem lastenden Unglück bewahren. Aber sie bedürfen glücklicherweise ebenso wie dort der Heimlichkeit durch dasselbe nicht, um sich zu entfalten; nicht erst des Sprengens einer Rinde des Fürstenthums, um als leuchtender Kern hervorzutreten. Sie liegen unverborgen zu Tage. Sie sind untrennbarer, charakteristischer Theil des ganzen Wesens jenes erlauchten Paares, welches dem preussischen Throne am nächsten steht, welchem das Erbe dieses Königthrons bestimmt ist.

Es ist nicht ein Suchen nach der unschwer zu erreichenden Popularität, wie sie Thronfolger so leicht zuzufallen pflegt, was die Triebfeder jenes Seins und Verfallens des Kronprinzen und seiner Gemahlin wurde, welches mehr, als der Felsherrnruhm des Königsjohns die außerordentliche Volksbeliebtheit des hohen Paares begründet hat. Beide in der gefunden, durchaus tüchtigen Erziehung eines schönen Familienlebens gesund und tüchtig an Leib und Seele erwachsen, sind von Haus aus unfähig, sich vom Schimmer der Macht, des Hofes über den menschlichen Kern blenden zu lassen und den Vorstellungen eines mystischen über die Menschheit Erhabenseins in ihrem Gemüth Raum zu geben.

Bei solcher Sinnesart und einer Gemüthsrichtung, welche im glücklichen, herrlichen Familienleben des eignen kinderreichen Hauses immer neue Nahrung findet, ist es nur natürlich, daß dieselbe auch den eignen Kindern durch Beispiel und Erziehung eingepflanzt wird, und ebenso, daß sie sich auch mit besonderer Herzlichkeit der Kinderwelt gegenüber zu äußern pflegt. Dazu bietet der gewohnte Sommer- und Frühlingsaufenthalt des Kronprinzlichen Paares im Neuen Palais zu Potsdam wiederholt erwünschte Gelegenheit. Unser Bild stellt eine solche anmuthvolle Scene dar, wie sie dort an einem schönen Junitage, dem fünften des vorigen Jahres, auf dem freien Plan vor jenem prachtvollmernden Palast, inmitten des herrlichen Königsparks von Sanssouci, zum Jubel der Knaben und Mädchen unter fröhlichem Lärm und Lachen sich abgepielt hat. Dies brillante Meisterwerk der Decorationskunst des Hochroco, das Neue Palais, das einen kleinen Theil seines im Uebrigen von unbewohnten Pracht-

fällen aus Friedrich des Großen Zeit (darunter der phantastische Krystall- und Mischelsaal) eingenommenen Erdgeschosses zur haglichen Frühlingsresidenz hergegeben hat, bildet einen feinen und stattlichen architektonischen Hintergrund für eine solche menschlich unbefangener, kindlich harmloser Luft. D. W. Nirowski hat es mit gewohnter künstlerischer Meisterhaftigkeit standen, den prächtigen, launischen Bau als solchen dafür zu nutzen. Aber wer sind die Kinder? jene Knaben, zwischen denen man den ältesten Sohn des Kronprinzen erkennt, und die wenig wie durch einen anderen gleichaltrigen Kameraden den Antheil des künftigen Thronerben in ihren Spielen und in der Luft beizren lassen? wer die kleinen Mädchen, welche sich mit jungen Prinzessinnen eben so munter im Ringelspielen betheiligen, von der Frau Kronprinzessin selbst bei den Händen gefaßt mitwirkend ermuntert? Das sind die Schüler und Schülerinnen der Dorfschule des benachbarten Dorfes Bornstädt, welches nahe den königlichen und prinzlichen Residenzen Potsdams liegt, sich immer, schon zu Friedrich Wilhelms IV. Zeiten, eine besondere Begünstigung und einer Art Intimität mit den Bewohnern dieser Schlösser und Sommerfrische zu erfreuen gehabt. Der Lehrer Cantor Scheffel und der Ortspfarrer hatten am 5. Juni 1869 ihre Zöglinge hinübergeführt in die schattigen alten Park von Sanssouci, und dort am Neuen Palais fanden die kleinen Spaziergänger sich dies heitre Fest bereiten. Es wurde geturnt und getanzt. Nicht nur Kronprinz und Kronprinzessin mit ihren Kindern nahmen, jene leitend, die thätig, Antheil an dem allgemeinen Vergnügen. Auch der König wandelte eine Zeit lang zwischen den bewegten, sich tummelnden Gruppen umher. Und nach dem Tanzen, Laufen, Bodspringen und sonstigen Exercitien, bei welchen die Jungen eine ganz besondere Energie und Präcision zu entwickeln bekommen waren, blieb natürlich auch der Lohn und die Erfrischung aus. Das junge Volk that den kalten Gaben der Kronprinzessin Tafel, womit es in freigebiger Fülle regaliert wurde, alle an und brachte das Wohl seiner Gastgeber und seiner prinzlichen Spielkameraden mit freudiger Begeisterung aus. Wer die Jungen gewonnen hat, dem gehört die Zukunft, heißt es nicht mit Recht. Wir sind überzeugt, daß der Enthusiasmus dieser Kinder nicht mit der Jugend verraucht, der Eindruck eines solchen Tages in ihren Seelen tief und dauernd bleibt; und wenn der Tag einmal kommt, wo der Kronprinz und sein Sohn hingeben Mannesmuth und treue Männerarme brauchen, sie jenen in diese nicht fester und treuer finden werden, als bei diesen Jungen, wenn sie groß geworden sind.

Heirathsorakel in England.

Von Freiherrn von Reinsberg-Düringsfeld.

(Schluß.)

Der Brauch des „Wachens“ im Portal der Kirche herrscht in anderen Gegenden am Johannisabend oder Midsummer eve, und ebenso pflegt man am Mittsommerabend auch dum cake zu backen. Doch ist die Zubereitung nicht immer die gleiche. Mitunter müssen nämlich zwei Mädchen den Kuchen backen und brechen, während das dritte die Stücke in die Kopfstößen legt, damit der Liebste im Traume erscheine. In anderen Orten wiederum backen sie nüchtern den Kuchen, er muß in die Pfanne gethan und umgedreht, worauf man sich entsetzt und wartet, daß der künftige Gatte komme. Immer aber ist die Hauptvorschrift, daß bei der ganzen Ceremonie kein Wort gesprochen werde.

Ebenfalls schweigend geht man am Midsummer eve rings in den Garten, pflückt eine Rose und legt sie in einen reinen Papiere; ohne nachzusehen läßt man sie darin bis zu Mitternacht oder Neujahr. Ist sie frisch wie im Juni geblieben, steckt man sie dann vor die Brust, und der zum Ehemann bestimmte naht, um sie zu nehmen; ist sie aber verblüht, so deutet das auf Untreue des Geliebten.

Wollen sich Mädchen noch genauer unterrichten, so stellen sie am Mittsommerabend vor dem Schlafengehen einen Zweig der unter dem Namen „sette Henne“ bekannten Pflanze in ihr Zimmer und sehen am nächsten Morgen nach, ob die Blätter sich nach rechts oder links gebogen haben. Ersteres ist ein gutes, letzteres ein schlimmes Zeichen, und nimmt man zwei Zweige, von denen einer den Geliebten vorstellt, so kann man daraus, ob sie einander zu oder von einander abgewendet sind, am Morgen erkennen, ob man sich Rathen werde oder nicht. Deshalb wird die „sette Henne“ in England Midsummer Men genannt, und kein Mädchen darf dort am Johannisabend zu Bett, ohne einen solchen „Mittsommermann“ gepflückt zu haben.

Hat man am Johannisabend gefastet, so breitet man sich dann um Mitternacht über einen Tisch ein reines Tischcloth, Brod, Käse und Ale darauf und setzt sich hin, als ob man schlafen wollte. Bald tritt, wenn die Thür nach der Straße zu geöffnet ist, der Zukünftige in das Zimmer, trinkt mit dem Verbergung dem Mädchen zu und geht, sobald das Glas an neue gefüllt ist, ohne es nochmals anzurühren, mit einer zweiten Verbergung wieder fort. Daß dieser artige Geist gewöhnlich irdischer Anbeter ist, welcher die Absicht der neugierigen Geliebten erfahren oder vermuthet hat, bedarf wohl keiner Erwähnung.

Noch Andere säen um Mitternacht im Garten oder im Hof eine Handvoll Haussamen, indem sie dabei sprechen:

Hemp-seed I sow,
Hemp-seed I hoe,
And he, that is my true-love,
Come after me and mow!

Haussamen, ich säe dich,
Haussamen, ich beack dich,
Und wer mein Herzallerliebster ist,
Komm hinter mir und mähe dich!

Sehen sie dann über die linke Schulter hinweg, so erblickten einen Mann in der Stellung eines Mähers, und dies ist der ihnen bestimmte.

Im westlichen Schottland, wo diese Ceremonie ebenfalls bekannt ist, lauten die Worte:

Haussamen, ich säe dich,
Haussamen, ich egge dich,
Und wer mir bestimmt ist,
Komme hinter mir und nehme dich aus!

oder:

Komme hinter mir und zeige sich!

Jedoch muß dort das Mädchen, welches den Haussamen



Kronprinz Friedrich Wilhelm
von Preußen.
Prinz Friedrich Wilhelm.

Prinzessin Charlotte.

Friedrich Wilhelm, König von Preußen.

Prinzessin Victoria.

Kronprinzessin Victoria

Ein Kinderfest im Neuen Palais zu Potsdam (5. Juni 1869).

Zeichnung von D. Wisniewski.

denelben mit Etwas eggen, was sie bequem hinter sich her ziehen kann, und die ganze Ceremonie am Allhallow Even oder Allerheiligenabend vornehmen.

Der Vorabend von Allerheiligen (31. October) gilt überhaupt auf den großbritannischen Inseln für einen der wichtigsten Tage zur Erforschung der Zukunft, und die meisten Liebes- und Hochzeitsorakel der Mädchen sind mit diesem Abend verknüpft.

In Schottland glauben die Mädchen die Gestalt und Größe ihrer künftigen Ehemänner aus den Kohlrüben bestimmen zu können, die sie an diesem Abend mit verbundenen Augen ausreifen. Sie gehen dabei Hand in Hand und ziehen die erste Kohlpflanze, die sie treffen, aus. Ist sie groß oder klein, gerade oder krumm, wird ihr Zukünftiger an Gestalt und Wuchs ihr gleichen; ist irgend Erde an der Wurzel hängen geblieben, besigt er tochter oder Vermögen, und der Geschmack des custoc oder Inneren des Stieles deutet prophetisch auf das Naturell und die Anlagen des Mannes. Die Stiele selbst werden mitunter über den Thüren aufgesteckt, und die Taufnamen der Leute, welche der Zufall ins Haus führt, sind je nach der Reihenfolge der Stiele (runts) die in Frage stehenden Namen der künftigen Männer.

In dem westlichen Schottland begnügen sich die Mädchen nicht mit dem Ausreifen der Kohlrüben, sondern greifen zu andern Zaubernmitteln.

So gehen sie verstoßen zum Ofen, werfen im Dunkeln ein Knäuel blaues Garn in den Topf, winden es ab und in ein neues und fragen, sobald Etwas den Faden festzuhalten scheint: Wha hand's? Wer hält's? indem sie fest überzeugt sind, daß der Ofentopf ihnen dann den Tauf- und Familiennamen des ihnen bestimmten Mannes verkünden werde.

Andere schleichen sich mit List um Mitternacht in eine unbewohnte Stube, in der ein Spiegel hängt, essen vor demselben einen Apfel und kämmen dabei ihr Haar, in der Hoffnung, daß sie dann im Spiegel das Gesicht ihres Zukünftigen erblicken werden, der ihrem Spiegelbilde über die Schulter guckt.

Noch Andere suchen unbemerkt zu einem Gerstenschober zu gehen, um ihn dreimal mit den Armen zu umfassen, indem sie glauben, daß sie beim dritten Mal die Gestalt ihres einstigen Ehemanns in den Armen haben werden.

Ebenso suchen sie unbemerkt und allein eine Scheune zu erreichen. Dort machen sie beide Thüren auf oder heben sie, wenn es möglich ist, aus den Angeln, damit das „Wesen“ (being) nicht beim Erscheinen die Thüren schließen und ihnen Etwas anthun könne, nehmen eine Kornschwinge (wecht) und machen drei Mal die Stellungen durch, welche man einnimmt, um das Korn gegen den Wind fallen zu lassen. Beim dritten Mal soll eine Erscheinung in die dem Winde zugekehrte Thüre treten, langsam durch die Scheune schreiten und zur entgegengesetzten Thüre wieder hinausgehen. Sie hat die Gestalt des künftigen Mannes und zeigt in ihrem Aeußeren den Stand und die Beschäftigung desselben an. Man nennt diese Ceremonie to winn three wechts o' naething.

Noch auf eine andere Weise kann der Zukünftige beschworen werden: man geht ein oder mehrere Male zu einem südwärts laufenden Quell oder Bach, an welchem die Grundstücke dreier Gutsbesitzer zusammenstoßen, taucht den linken Hemdmärmel ins Wasser und legt sich dann Angesichts eines hellen Feuers, vor dem man den nassen Ärmel zum Trocknen aufhängt, zu Hause zu Bett, um die Mitternachtsstunde zu erwarten.

Mit dem Schläge Zwölf soll man alsdann eine Gestalt erscheinen sehen, welche den Ärmel umdreht, wie um ihn auf der anderen Seite zu trocknen, und darauf wieder verschwindet.

Will man bloß im Allgemeinen wissen, wen man heirathet, so nimmt man drei Schüsseln (luggies), gießt in eine reines Wasser, in die andere schmutziges Wasser und läßt die dritte leer, verbindet einer Person die Augen, führt sie zu den Schüsseln hin und läßt sie mit der linken Hand in eine derselben greifen. Trifft sie das reine Wasser, so wird der oder die Zukünftige ein junger Mann oder ein junges Mädchen sein; trifft sie das schmutzige, so bedeutet dies einen Wittwer oder eine Wittve, und greift sie in die leere Schüssel, so zeigt es unsehbar das Ledigbleiben an.

Nur muß man diese Ceremonie drei Mal wiederholen und jedes Mal die Stellung der Schüsseln verändern, soll man mit Sicherheit auf die Richtigkeit der Prophezeiung zählen können.

Die irischen Mädchen pflegen gleichfalls am 31. October, der auf Frieh Ee Owna oder Oidheche Shamhna, Abend vor dem Saman, heißt, Kohlrüben mit der Wurzel auszureißen, Hanfsamen zu säen und ein Knäuel Garn zu werfen. Indessen werfen sie dieses nicht, wie die Schottinnen, in den Ofentopf, sondern zum Fenster hinaus auf die Straße, wickeln es in der Stube von neuem auf eine Weise und sprechen dabei wiederholt das Vaterunser rückwärts, indem sie fortwährend das Knäuel im Auge behalten, um so die gewünschte Erscheinung zu erblicken.

Wollen sie wissen, ob ihre Liebhaber treu sind, so legen sie drei Nüsse, denen sie den Namen des Liebhabers, den einer Nebenbuhlerin und ihren eigenen Namen geben, auf den heißen Rost. Knackt oder springt die Nuß des Liebhabers auf, so ist er nicht treu; fängt sie allein an zu glühen oder zu brennen, so hat er Absichten auf die dritte Person; brennen aber die beiden Nüsse, welche die Namen des Mädchens und des Liebhabers tragen, zu gleicher Zeit, so werden diese Weiden sich heirathen.

Dieselbe Art des Weissagens ist auch in einigen Theilen Englands üblich, wo man Haselnüsse dazu nimmt.

In Schottland wirft man die Nüsse paarweis ins Feuer, nennt bei jeder den Namen eines Burschen und seines Mädchens und beobachtet, ob sie ruhig zusammen brennen oder auseinander springen, woraus man auf den Ausgang des Liebesverhältnisses schließt.

Auch in England werfen die Mädchen in der Regel die Nüsse paarweis auf den Rost oder in die glühende Asche, um aus ihrem Brennen die Beständigkeit des Geliebten zu erkennen, legen aber den Nüssen nur in Gedanken ihren eignen Namen und den ihres heimlichen oder offenen Auheters bei.

Die Nüsse bilden daher in allen drei Königreichen einen Hauptbestandtheil des Festessens am Abend vor Allerheiligen, der deshalb auch Nutcrack-night, Nußknacknacht, heißt, und dürfen auf keinem Tische fehlen.

An manchen Orten von Nord-Wales muß sogar nach dem Abendessen jeder Anwesende eine Nuß ins Feuer werfen, um sein Schicksal zu befragen: brennt sie hell, bedeutet es Glück für das nächste Jahr — brennt sie aber düster oder knallt sie, steht Unglück bevor.

Um den Namen des künftigen Mannes zu erfahren, besitzen die schottischen Mädchen ein eigenthümliches Zaubernittel. Wenn sie nämlich am Morgen des ersten Mai in aller Frühe aus-

gehen, um Maithau zu sammeln, der zu vielen Dingen gut ist, so suchen sie eine Schnecke an den Hörnern zu ergreifen, werfen sie über die Schulter und setzen sie dann auf einen Schieferstein, damit sie bei ihrem Herumtrieben den Anfangsbuchstaben des Namens des Zukünftigen malen könne.

Schon das Finden der Schnecke gilt den schottischen Mädchen als ein günstiges Vorzeichen baldiger Heirath, und um das Geschick noch geneigter zu machen, ihnen einen guten Mann zu gewähren, werfen sie auch Maithau über die Schulter.

In Irland dagegen glaubten ehemals die Mädchen sich gute Männer nur durch Fasten verschaffen zu können. Wie jeden Mittwoch und Sonnabend, fasteten sie daher besonders am St. Katharinentag (25. November) äußerst streng, mochte selbst ihr Geburtstag auf diesen Tag fallen, oder mochten sie krank sein, und sogar verheirathet gaben die Frauen dieses Fasten nicht auf, indem sie hofften, daß dadurch ihre guten Männer besser würden.

Ein Fürstenschloß.

Von Elise von Hohenhausen.

In dem schönsten Theile von Oesterreichisch-Schlesien bilden die Ausläufer der Karpathen ein Hügelland, das von den beiden kleinen Flüssen Oppa und Mora durchschnitten wird. Die Stadt Troppau liegt in der Ebene dieser freundlichen Landschaft, und ungefähr eine Meile davon entfernt, wo die Hügel sich zu stattlichen Bergen erheben, das Schloß Grätz, ein Allodialgut der fürstlich Lichnowski'schen Familie. Es ist im Style des vorigen Jahrhunderts erbaut, ein weitläufiges, kolossales Mauerwerk, das zur Aufnahme zahlreicher Gäste und des Hofstaates der großartig lebenden Standesherrn eingerichtet war. Der Park ist von überraschender Schönheit, er erstreckt sich über Berg und Thal, bietet die herrlichsten Fernsichten und beweist, daß ein Künstler-ange diese Anlagen überwachte.

Die Fürsten Lichnowski schwärmten von jeher für die Kunst; Einer aus ihrer Reihe ist in der musikalischen Welt unsterblich geworden, weil er Beethoven's Freund war, ihn liebte und beschützte. Dafür wurde ihm in dessen Werken ein Denkmal gesetzt, alle Clavierpieler lesen die Widmung der Sonaten von Beethoven an den Fürsten Lichnowski mit andächtiger Aufmerksamkeit; der Name wird für ewige Zeiten mit den herrlichsten Tönen durch die Welt klingen! Dieser Fürst Lichnowski war der Großvater des berühmten, unglücklichen Fürsten Felix, der in Frankfurt am Main von einem Pöbelhauken ermordet wurde.

Schloß Grätz war der Lieblingsitz des Fürsten Felix; er hatte schönere, reichere Güter, namentlich die Herrschaft Kuchelna, das Majorat der Familie, aber in Grätz sammelte er seine kostbaren Bücher und Gemälde, freute sich an den seltenen Pflanzen der Treibhäuser, jagte in den reichen Wäldungen und bewirthete in den glänzenden Gemächern die Elite der vornehmen Gesellschaft.

Zuweilen schloß er sich auch in seinem Studirzimmer ein und schriftstellerte wie sein geistreicher Staudesgenosse Fürst Pückler-Muskau. Er schrieb Reise-Erinnerungen wie dieser; sie waren voll Jugendfeuer und Thatendrang, sie hätten eigentlich in Sonettenform erscheinen müssen. Fürst Felix hatte überhaupt eine dichterische, ritterliche Natur, er hätte im Mittelalter leben sollen, Kreuzzüge, Wettkämpfe, Frauendienst und Minnegefangen würden ihn zum Helden gemacht haben. Seine Abenteuerlust trieb ihn nach Spanien, wo er Gefahren aller Art bestand und dem Tode mehrmals in die Augen sah.

In Schloß Grätz hat Fürst Felix gewiß seine glücklichsten Tage verlebt, erehrte immer wieder dahin zurück, so oft ihn auch sein Bedürfniß nach Zerstreuung hinweglockte und in die Residenzen oder Wälder führte. Er brachte immer neue Beziehungen und interessante Erinnerungen mit, denn die Anziehungskraft seiner lebenswürdigen Persönlichkeit führte ihn stets mit den begabtesten und originellsten Geistern in nähere Verbindung.

Schloß Grätz wurde auch der Schauplatz seiner Freundschaft mit der Herzogin von Sagan, die wegen ihrer Schönheit und Klugheit eine Berühmtheit unserer Zeit war; nachdem er mehrere Male mit ihr dort verweilt hatte, schenkte er ihr das Schloß und ließ sich darin, bei ihr als Gast in den geliebten, bekannten Räumen zu erscheinen.

An einem schönen Tage im Juli saß ich einst unter den Büschen, die auf den Ruinen des alten Schlosses in Baden-Baden Schattenplätze bilden, und betrachtete die Gesellschaftskreise, in denen sich Fürst Felix bewegte; da saß eine Tafelrunde von Cavalieren und Damen, als wären sie aus dem altfranzösischen Romane la Rose lebendig geworden, Jugend, Schönheit, Glück und Liebe thronten hier auf dem Goldgrunde, den die Macht des Reichthums hervorzuzaubern kann. Fürst Felix überstrahlte alle Anwesenden, er war der ritterlichste, kräftigste, lebenslustigste und schönste junge Mann, vollkommen ein moderner Alcibiades. So schwebte sein heitres Bild mir vor Augen, als ich nach Schloß Grätz kam, das in seiner lachenden Umgebung, seiner Pracht ein passender Rahmen dazu war. Aber welchen Contrast barg es in seinem Innern!

Die schönen Säle sind verhangen, in den weiten Gängen schallt der einsame Schritt, Schloß Grätz ist dem Andenken an den Märtyrertod des einst so glücklichen Fürsten Felix geweiht. Das Zimmer, wo er sonst schrieb, dichtete und sang, ist eine Art Museum geworden, worin alle Sachen aufbewahrt werden, die er an seinem Todestage getragen oder berührt hat. Die Hand der treuesten Freundschaft sammelte hier jede Kleinigkeit, an die sich irgend eine Beziehung knüpfte. Da liegen in Glasfästen seine blutigen Kleider; das seine Waffentuch — die Manichetten halb abgerissen, die über den anerkannt schönen Händen gelegen hatten — der Hut zertreten und eingebrückt, unter dem einft die herrlichen dunklen Locken flatterten — meine Augen umflorten sich, mir war der Anblick zu furchtbar!

Mildere Empfindungen von überwundenem Schmerz erregt die edle Todtenmaske, die eine Aehnlichkeit mit der Napoleonischen hat. Daneben liegt aus weißem Marmor geformt die linke Hand — die rechte wurde bei der Ermordung zertrümmert, indem der Fürst sich damit zur Wehr setzte. Ein Stückchen Holz aus der Pappel, an der er den Rücken decken wollte, als ihn die Mörder umringten, ein Stein aus der Mauer, an der er zusammenbrach, und endlich auch ein welkes Blatt aus dem Todtenkranze liegen nebeneinander. Die Briefe und Tagebücher tragen festgeschlossene schwarze Siegel — wer sie lösen dürfte!

An den Wänden dieser melancholischen Erinnerungsstätte hängen unter schwarzem Flor die Bildnisse des Fürsten von

seinen Knabenjahren an gesammelt, alle tragen den glücklich lächenden Ausdruck seiner schönen Jugend.

Die Herzogin von Sagan hat das Schloß als Geschenk so grausam gemordeten Freundes mit rührender Pietät ausgemücket; es enthält die seltensten Kunstschätze und Schenswürdigkeiten. Bis zu ihrem Tode besuchte sie es alljährlich, obwohl es nicht mehr als ihr Eigenthum betrachtete, sondern der Fürst Lichnowski zurückgab, als Felix starb.

Populäre Gesundheitspflege.

Von einem Arzte.

II.

Von den Flechten und Moosen, welche im dumpfigen Sauerstoffkümmerlich vegetiren, bis zur lebensfreundigen Erde, die in stürmbelegtem Raum die gewaltigen Arme streckt, von den Polypen und Mollusken auf dem Meeresgrunde, dem Götter im Schoße der Erde bis zum majestätischen Condor, der über der Andeskette stolz im reinen Aether sich wiegt, Alles gelangt nach Luft als der ersten Lebensbedingung, Alles entwickelt sich vollkommener und kräftiger, je mehr sie geboten wird. Luft kein Leben, ohne Luft kein Licht.

Man entzünde Alkohol in einem Schälchen und lasse auf Wasser schwimmen, decke ein Trinkglas so darüber, daß die frische Luft hinzutreten kann, und bald wird die Flamme löschen. In dem chemischen Prozesse, den wir Verbrennung nennen verbindet sich der brennende Körper oder jeder seiner einzelnen Bestandtheile mit dem Sauerstoffe (Oxygen) der Luft, er oxydirt sich; der Kohlenstoff des Alkohols bildet mit dem Sauerstoffe die Kohlenäure, der Wasserstoff des Alkohols ebenso Wasser. Da jedoch in das daraufgebaute Glas bei unferem Experiment keine neue Luft eindringt, so ist das geringe Quantum Sauerstoff, welches die abgesperrte Luft enthält, bald verzehrt, die Flamme erstickt, obgleich das Schälchen noch Alkohol enthält. Im Oxyd hat man nun aber außer den Producten der Verbrennung, nämlich Kohlenäure und Wasserdampf, nur noch den zweiten Bestandtheil der Luft, den zum Verbrennen und zum Einathmen unbrauchbaren Stickstoff. Der Leser weiß, daß 100 Theile reiner Luft aus etwa 21 Theilen Sauerstoff und 79 Theilen Stickstoff bestehen; so ist die normale Mischung, für welche im Organismus eingerichtet ist. Aber diese Ziffern sind hier nebensächlich, Hauptsache ist, daß man sich durch ein so leichtes, einfaches Experiment von der Nothwendigkeit der Zufuhr frischer Luft zum Verbrennungs-Prozesse überzeugt. Ganz ebenso ist beim Athmen. Der Sauerstoff der Luft wird durch die Lunge in das Blut aufgenommen, und das kohlenstoffhaltige dunkle Blut der Venen durch das Athmen in hellrothes Arterienblut umgewandelt, indem der auszuscheidende Kohlenstoff zu Kohlenäure oxydirt und als solche ausgeathmet wird. Somit muß in einem geschlossenen Raume nicht nur der zum Athmen, d. h. zum Leben nothwendige Sauerstoff verbraucht, sondern auch die noch übrig bleibende sauerstoffarme Luft durch die ausgeathmete Kohlenäure verschlechtert werden. Denn obwohl wir letztere in den mouffirenden Getränken dem Magen zur Erquickung zuführen, so ist sie dennoch zur Unterhaltung des Athmungsprozesses untauglich und wirkt, unermüdet eingeathmet, tödtlich. Um hiervon zu überzeugen, hat man nicht nöthig, die grotta di cana bei Neapel zu besuchen, in der Hunde, welche man hinein trug, in Folge der am Boden angeammelten Kohlenäure starben; erstickten, man kann sich aller Orten davon überzeugen, wenn man das Leben einer Fliege opfern will. Man fülle ein hohes Trinkglas etwa zur Hälfte mit irgend einem mouffirenden Getränk (Selter Wasser, Weißbier, Champagner etc.) und bedecke es einige Minuten. Die Luftbläschen, welche aus der Flüssigkeit perlen aufsteigen, sind nichts Anderes, als Kohlenäure, welche dem Getränk jene prickelnden, angenehmen Geschmack verleiht. Da aber schwerer, als die atmosphärische Luft ist, so verfliehet nicht so schnell aus dem Glase, und wenn man daher in die Luftschicht ein brennendes Hölzchen senkt, so erlischt es: ein Käse eine Fliege, dort hineingehalten, stirbt sofort. Beim Währen der Biere entwickelt sich viel freie Kohlenäure; um daher das Leben der Arbeiter nicht zu gefährden, müssen diese Räume stets einen starken Luftzug erhalten. In alten, tiefen Gruben, Schächten und Ziehbrennen sammelt sich auf dem Grunde gleichfalls eine starke Schicht Kohlenäure an. Ist Jemand in eine solche Grube gefallen, so darf man durchaus nicht eher zur Rettung niedersteigen, bevor man nicht versucht hat, ob ein hinabgelassenes Licht auch weiter brenne; denn wenn es erlischt, so ist die Luft zum Athmen untauglich und muß erst durch Luftzug (z. B. mittelst eines aufgepumpten Regenschirms) entfernt oder durch Umgießen von Kaltwasser abjorbirt werden.

Man halte sich aber der freudliche Leser vor kohlenstoffhaltiger und sauerstoffarmer Luft für nicht so gesichert, etwa weil er keine Aussicht hat, in den Rauchkeller einer Brauerei gerathen oder in einen alten Ziehbrennen zu fallen. Von der reinen, erquickenden Gebirgsluft, wie wir sie beispielsweise im Appenzeller Ländchen oder auf dem Weissenstein athmen bis zur jährlings tödtenden Stickluft im Brunnenschachte gibt es gar viele Zwischenstufen. Schädliche Luft bergen mehr oder weniger alle geschlossenen Räume, namentlich solche, in denen viele Menschen athmen, oder Flammen brennen. Hierher gehören nicht nur die dumpfigen Räume der Bergwerke, der Auswandererschiffe, der Tunneln, der Casematten, der Minen im Belagerungskriege, der Krankenhäuser, Gefängnisse, Schulen, Casernen und Kellerwohnungen, sondern auch die stimmernden Ballsäle, Theater Concert- und Versammlungslocale, die engen, überfüllten Straßen und Eisenbahnwagen, ja selbst die engen Straßen und untauglichen Wohnungen. Schon ehe uns die Chemiker genau die Zahlen nachgewiesen haben, wie schlecht und verdorben die Luft nach einer Theatervorstellung oder einem Balle in den betreffenden Räumen ist, hat der menschliche Instinct, das Jedem imwohnende Bedürfniß nach frischer Luft das Richtige herausgefunden. Diesem Instincte folgt der Dach und der Fuchs, wenn er seinen Baue verschiedene Ausgänge gibt, um seinem Schlupfwinkel etwas Ventilation zu schaffen; aus diesem Instincte stellen die Vögel an schwülen Sommertagen in ihrem Stöck besondere Arbeitsbienen an, welche fortwährend mit den Flügeln säkeln und durch einen künstlichen Luftzug erzeugen müssen. Da wir nun aber nicht indische Nabobs sind, welche sich bienenähnlich von Dienern mittelst Pankah's frische Luft zufächeln lassen, so müßten wir uns schon anders zu helfen suchen. Bewegung im Freien, Spaziergänge im Winter, weitere Ausflüge im Frühling und Sommer, Reisen im Herbst! Bei der Wahl der Wohnung sollte

durchaus auf breite Straßen, trockne Häuser und geräumige, hohe, luftige Zimmer, womöglich mit Caminen, gesehen werden; geöffnete Fenster müssen nicht Ausnahme, sondern Regel sein; ein starker, durch Oeffnung der Thüren und Fenster hergestellter Zugwind muß Morgens und Abends die ganze Wohnung, namentlich das Schlafzimmer durchstreifen. Wir haben dabei Erfahrung nicht zu fürchten, da es ja nicht nöthig ist, daß wir uns dem Zuge aussetzen, und wenn wir ausnahmsweise einmal 15 Grad Kälte haben, so können auch ausnahmsweise die Thüren und Fenster geschlossen bleiben, allein man vergesse nie, daß die Luft des geschlossenen Raumes es ist, welche wahrscheinlich den größten Theil alles menschlichen Elends, so weit dasselbe in Krankheiten gegeben ist, bezeichnet. Die Aerzte machen noch zu wenig Gebrauch von dem die Krankenzimmer durchströmenden Zugwinde. Manches tödtliche, gastrische, typhöse und dergleichen Uebel würde vielleicht anders verlaufen, wenn die Kranken bei offenen Thüren und Fenstern behandelt würden (Rappenheim). Dasselbe gilt von allen Kinderkrankheiten; nur beim Scharlach und bei den Masern hat man wohl die Zugluft, aber keineswegs die frische Luft zu meiden. Wir erlassen dem Leser die Beschreibung solcher traurigen Krankenzimmer mit dumpfiger, schwüler Luft, wie sie noch heute vielfach vorkommen, aber wir behaupten, daß bei fast allen Kinderkrankheiten die frische Luft, ein reines Wasser und ein luftiges Lager ohne Federbetten mehr zur Heilung beitragen, als alle sogenannte Medicin.

Wir haben bisher die Verunreinigung der Luft durch abnorme Quantitäten Kohlenäure und Stickstoff im Auge gehabt. Beide Stoffe sind nicht im eigentlichen Sinne giftig, sie schaden nur, schneller oder langsamer, weil sie in jedem Athemzuge den Lungen die nöthige Menge Sauerstoff entziehen. Es gibt aber andere der Luft gelegentlich beigemengte Stoffe, welche direct giftig wirken, und welche man umsomehr fürchten muß, weil unser Instinct über, wenn man will, unser Riechnerv sich hier nicht immer zuverlässig zeigt. Anßer vielen schädlichen Stoffen, welche zugleich stark riechen, z. B. den Nebenproducten mancher Fabriken, dem Arsenik, Ammoniak, den Quecksilberdämpfen, der Salzsäure, Schwefel- und schwefeligen Säure zc., kennt man noch gewisse giftige oder doch schädliche Stoffe, welche die Nase gar nicht beleidigen, z. B. das verächtliche Kohlenoxyd-Gas (Kohlendunst), die Miasmen, die Malaria-Luft und dergl., oder solche, die Manchem angenehm riechen, z. B. Terpentin in frisch gestrichenen Zimmern, stark duftende Blumen, Aetherarten, Parfüms zc. in Schlafzimmern. Uebrigens sind manche Stoffe für den Athmungsproceß nachgewiesenermaßen unschädlich, obwohl sie einen Geruch stark afficiren. Man denke an die Schlächtereien, Schlachthöfen, Stärkefabriken zc., unter deren Arbeitern durchaus keine ungewöhnliche Zahl von Erkrankungs- oder Todesfällen sich zeigt. So lange jedoch die Wissenschaft das dunkle Gebiet der Miasmen und Ansteckungsstoffe nicht klar ergründet hat, wird der Rath wohl thun, bei der Wahl der Wohnung die Nähe aller Fabrikanlagen oder stagnirenden Gewässer, deren Emanationen sich der Luft beimengen, zu vermeiden. Die Rücksicht auf nahegelegene Sümpfe, Wiesen oder morastige Seen muß besonders bei der Wahl eines Sommeraufenthaltes maßgebend sein, denn — wohlgerne! — Landluft und gesunde Luft ist durchaus nicht in allen Fällen gleichbedeutend. Wer nach Italien reist, weiß freilich, daß er sich in Colico piano am Comer-See oder zu Terracina in den pontinischen Sümpfen nicht tagelang aufhalten darf, ohne sich ein gefährliches Fieber zuzuziehen; daß wir aber auch in Deutschland pontinische Sümpfe haben, wird viel zu wenig beachtet. Wer durch eine Villeggiatur im Sommer die Nachtheile, welche ihm die Studirstube oder das Bureau zugefügt haben, einigermaßen ausgleichen und in gesunder Luft wieder körperlich und geistig erstarren will, wähle hochgelegene Orte in der Schweiz, z. B. Trogen, Gais, Nigi-Kaltbad, Weissenstein bei Solothurn, Seelisberg am Vierwaldstätter See oder die höher gelegenen Pensionen am Genfer See oberhalb Montreux. Wer aber noch stärkere Eindrücke vertragen kann, gehe an die See.

Dr. St.

Von Stiefeln und einigem Anderen.

Von A. v. C. *)

„Wenn die Brauterschaft noch lange währt, hast Du gesagt, so wird sie Landwirth, und er Schneiderin.“ Dabei habe ich mir gegen das Langwähren, nicht aber gegen den Erfolg Etwas einzuwenden, vorausgesetzt, daß Du damit nicht zugleich sagen willst, daß Er aufhören werde, ein tüchtiger Landwirth zu sein, und mir das Verständniß der Schneidererei vergehe. Ich schäme mich gar nicht des Zuwachses an Kenntnissen weder für ihn noch für mich, sondern ich bin eher eitel darauf, Seine Gedanken auf die Toilette gebracht zu haben und zu sehen, wie erfolgreich sie sich entwickeln.

Was wir Frauen mit Sorgfalt und Fleiß im Einzelnen beginnen und weiterspinnen, daraus machen die Männer gleich ein ganzes Gewebe; gleich sind sie bei der Hand, alle die kleinsten Arbeit zusammen zu packen, „mit einem Tritt tausend Verbindungen zu schlagen.“

Als ich ihm neulich zeigen wollte, was wir Webernoten nennen, mußte ich dabei gewahr werden, daß ich selbst es nicht wollte, sondern meine Finger. Er lachte mich aus, ich solle doch meinen kleinen Finger fragen. Der sagte es mir aber nicht, so sehr ich bemüht war, ihm „auf die Finger zu sehen,“ und wurde selbst irre, je langsamer er machen sollte. Endlich nahm ich einen dicken Faden und ließ die Finger machen, ohne hinzusehen — da geriet es wieder. Korn lockerte den Knoten auf und erkannte nun sogleich einen längst bekannten, nur anders genannten; Er machte mir durch eine oder zwei Veränderungen an demselben noch ein Dutzend anderer Knoten vor, zu diesem und jenem Gebrauch, und erklärte jede Fadenfrümmung, jede Bucht und motivirte jedes Unter- und Ueberlegen, jeden Schling derselben.

Er hielt mir ein Fadenendchen zwischen den Nägeln hin, nicht länger, als 5 Centimeter, daran sollte ich einen langen Faden mit dem Weinbebernoten anknüpfen oder anstehen. Mit solch einem Wischen kommt' ich das natürlich nicht, und mehr wollte er nicht hergeben. Er hat eine zwar schön gefornite Hand,

aber doch etwas landwirthschaftlich und festhaltend wie eine Kneipzange. Nun gab Er mir das Fadenende zu halten, das ich natürlich noch etwas kürzer nahm; Er that, als merke Er es nicht, legte seinen Faden an, und Eins, Zwei, Drei hatte er mein armes Endchen gefangen und hielt es fest; es hielt wirklich fest und mußte fest halten, denn so war das Endchen durch die Schlinge selbst gekrümmt und drüber und drunter gelegt worden. — So sind die Männer!

Und dabei bekam ich lange nicht so viele Artigkeiten gesagt,

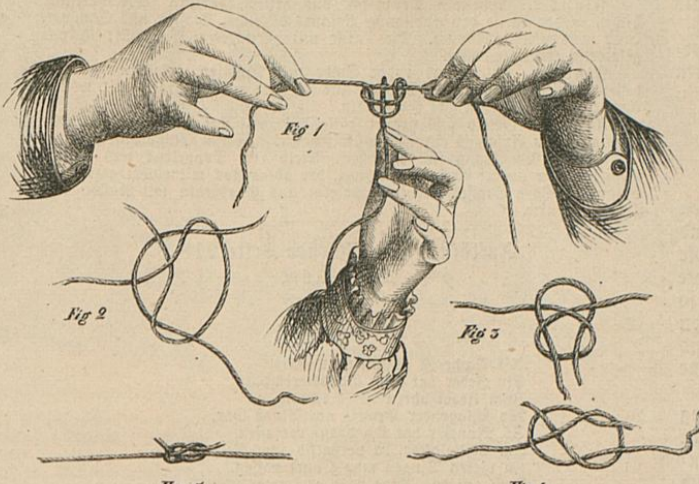


Fig. 1-5. Webernoten, an ein kurzes Fadenende zu stechen.

als man wohl gerne hört. Er ist überhaupt einzig, auch in der Art Artigkeiten zu sagen; Er sagt sie so trocken hin, daß man wohl fühlt, er würde das Gegentheil, wenn er's dächte, eben so trocken sagen; Er gibt, er überreicht nicht; Er tritt herzu ohne Entschadung, er ist da, und man fühlt sich sicher und zuversichtlich, da man ihn nahe weiß, und fühlt, daß es wahr sei das Lob, das er spendet; so neulich:

Du hast mir schon oft vorgeworfen, daß ich eitel sei auf meinen Fuß oder, wie Du beliebst, auf mein Füßchen; doch war das nicht der Grund, weshalb ich ihn etwas vorstreckte, als ich vom Spaziergang nach Hause kam, ich war wirklich müde. Korn bemerkte es und sagte nicht: Welch reizendes gottvolles Füßchen! Er sagte nur: „Marie, Du hast einen ganz schönen Fuß — aber Deine Stiefel sind schlecht gemacht und schlecht geschnürt.“ Ungestört durch die kleine Empörung, mit der ich den Fuß zurückzog, fuhr er fort. „Früher schnürte man die Stiefel auf dem Riße (Spann); das nahm aber diesem schön geschwungenen Profil die Schärfe und Feinheit, auf der vor Allem die Ziellichkeit der ganzen Gestalt, die Grazie aller Bewegungen beruht und beginnt, und verflümmelte diese reizende Linie durch die Runzeln und Kreuzungen der Nessel und Schnüre. Man that also wohl daran, den Schlitz zu verlegen und das Geseffel einigermaßen an der Seite zu verstecken. Die Profilinie des Ristes kam wieder zur Geltung, aber die Sache wurde doch schlechter, denn indem man die Schnüre bald hinten, bald vorn zu stark anzog, verzog man die Mittelnaht auf dem Riße nach rechts und nach links, und die Linie, die ganz gerade auf seinem Scheitel hinablaufen und seine Schwingung rein und fein wiedergeben sollte, mußte so verzerrt die reizendste Zeichnung verderben.“

Aber Korn! rief ich in Anwendung eines mir bis dahin unbekanntes Unmuths aus. Aber Korn, wo hast Du diese Studien gemacht?

„In der Baukunst,“ erwiderte er kurz und fuhr fort:

„Ist man von dem Schnüren der Stiefel auf dem Riße abgetommen und zur Seite herum an den Knöchel gelangt, so kann es nach den Gesetzen der historischen Entwicklung nicht fehlen, daß man endlich auch auf dem richtigen Fleck, hinten über dem Absatz ankommen wird. Dort ist die Schnürung am wenigsten gesehen, und ihre Querlinien verderben hier Nichts; die Schnürung unterbricht weder, noch verschiebt sie die Linie des Ristes, sie erlaubt, den Fuß auf die natürlichste und wirksamste Weise in die Stiefelspitze vorzuschieben, weil man sowohl durch die beiden Seitenteile als durch die Nesselzunge einen gleichmäßigen und kräftigen Zug ausüben und denselben sogar durch ein Schuhhorn noch erleichtern kann.“

Meine Einwendungen — denn ich verspürte einige Neigung zum Krittel — suchte er zu widerlegen, ich sollte selbst probiren, und hat sich einen Maßstiefel aus.

Nun, ich will Dir zeigen, sagte ich, was heraus kommt, wenn sich die Herren um Damentouletten bekümmern; und eilte fort, mein Notizbuch zu holen, das ich vor zwei Jahren auf einer Reise nach Schlesien bei mir hatte. Ich steckte das Maßstiefelchen aber doch in die Tasche.

Ich brauchte nicht lange zu blättern, um ihm das Bild, das ich in Gedanken hatte, vorzuhalten.

Hier ist zu sehen der Stiefel, welcher in Liegnitz in der Sacristei der Liebfrauenkirche aufbewahrt und herrührend von der heiligen Hedwig gezeigt wird. Und zwar knüpft sich an ihn folgende Legende:

Die heilige Hedwig, Herzog Heinrich des Bärtigen Gemahlin, pflegte in schlechtem Hüßerengewand und barfuß Kranke und Arme zu besuchen, ohne von Wind und Wetter, von Schmutz und Schnee, noch durch die Bitten ihres Eheherrn sich abhalten zu lassen. Dieser in Sorge, daß das, was ihrer reinen Seele zum Heile sei, ihrem zarten Körper zum Verderben gereichen könne, ließ ihr ein Paar Stiefel machen und sie versprechen, dieselben auf ihren wohlthätigen Gängen immer zu tragen. Wie schmerzlich überrascht mußte er sein, als er einige Zeit danach die Herzogin wieder barfuß durch Schmutz und Schnee in der Dämmerung dahin wandeln sah. Er machte ihr Vorwürfe, daß sie ihr Versprechen nicht gehalten — aber lächelnd reichte sie ihm unter dem Gewand die Stiefel hin, die sie bei allen ihren Gängen nie veräußert hatte zu tragen — in der Hand. Am Fuß — das war nicht möglich.

Korn griff mit beiden Händen nach der Skizze und sagte im Ton der Kunstkritiken unserer Feuilletons:

„Sehen wir uns den Stiefel etwas näher an und unterdrücken vorläufig die Zweifel, ob er dem 13. oder eher dem 17. Jahrhundert angehöre, so können wir es allerdings der gescheiterten Frau nicht verargen, daß sie nicht anders, als sie that, die Stiefel trug. — Denn so unzweifelhaft sie für einen Damenfuß gemacht waren, so dürfte einem solchen das Gehen in denselben doch einige Schwierigkeiten verursacht haben. Darauf kommt es jedoch bei einem Kunstwerk nicht an, und als solches dürfen wir die Stiefel bezeichnen und müssen dem Fußbekleidungskünstler das Zeugniß geben, daß er die ihm gestellte Aufgabe scharf aufgefaßt, die eigenthümlichen Motive bei seiner Conception mit Geist erkannt hat und wirken ließ, daß er nicht veräußert, dieselben in der Feinheit der Linienführung, in der Schönheit der plastischen Form — wir machen vor Allem auf die Schwellung und Abtönung des Ristes aufmerksam — zur Anschauung zu bringen, daß er ein ganz neues Bauglied, die Untersole einführte, auf welcher der Stiefel mit Spitze und Absatz zierlich aufricht und mit welcher er fest verbunden ist, und diese Sohle so rationell und constructiv begründet einbaute, daß sie mit einem Schlag zwei Zwecke erfüllte — dem Fuß eine durch den feinen Absatz verlorene gegangene Basis wieder gewann, wie es die damals mehr polnischen Straßen von Liegnitz verlangten, und zweitens dem hoch aufgestellten Absatz eine spannende Verankerung mit der Fußspitze gab, wie er sie nur der Natur selbst abgelautet haben kann. Wir fügen noch hinzu, daß auch in technischer Beziehung die Arbeit eine liebevolle, feingefühlte und tüchtige ist.“

Wenn nun trotz dieser Vorzüge des Werkes ein Fehler angedeutet werden soll, so ist es nur der — daß es unbrauchbar ist, was jedoch eigentlich kein Fehler, sondern nur eine Eigenthümlichkeit ist, die es gemein hat mit den Werken so vieler Bau- und Staatskünstler der neuesten Zeit. Ein Vorwurf, den Du — und hierbei hielt Korn die Hand hin, damit ich ihm das Maßstiefelchen, das mir etwas aus der Tasche schaute, übergäbe — ein Vorwurf, den Du hoffentlich meinem Meister nicht machen wirst.“

Ich mußte ihm daher schon willfahren, dankend drückte er das Stiefelchen zwar nicht an die Lippen, aber er streichelte es sanft zusammen und steckte es in die Brusttasche. Nach einigen Tagen brachte er es wieder, mit einem Paar neuer, über der Ferse zu schnürenden Stiefelchen, indem er auf der Freimaurer Gebrauch, der Braut ein Paar Handschuhe zu schenken, anspielte.

Die Stiefelchen sind nun einzig, ziehen sich an flink wie ein Paar Schuhe, sitzen wie angegossen, nirgend ein Druck, keine gene in keiner Bewegung — kurz, so hübsch und praktisch, neu und epochemachend, daß sie mich zwar nicht jede darauf verwandte Studie hatten verzeihen machen, daß ich aber anfang zu glauben, daß er als Architekt auch Damenstiefel construiren gelernt hat.

Ganz wohl! es mir jedoch nicht im Sinn.

Als Architekt! — Baschick, Pundcho, Damenstiefelchen, reizendes Profil des Ristes — da muß ich doch weiter sondiren.

Als am Sonntag Nachmittag Korn wieder in die Stadt gekommen war, und wir in der Feinsten saßen, und es wieder recht heimlich und behaglich draußen regnete, daß kein Mensch über die Straße ging, geschweige denn ein Besuch kam, frug ich ihn von weit her mit der Dachrinne gegenüber, die etwas übergoß, beginnend, und wie schön doch die Baukunst sei, wo er sie studirt und wo er gewohnt und bei welchen Familien er Besuch gemacht?

„Und wo ich das Schusterhandwerk studirt?“ fiel er lachend ein, so daß ich beschämt mich verrathen sah, mein Hintenherumfragen eingestand und ihn nun ehrlich fragte, was denn ein Architekt gemein habe mit Schustern und Schneidern.

Er war nicht recht ernsthaft zu bekommen, und wenn ich Dir seine Definitionen und Erklärungen wiedergeben sollte — ich glaube nicht, daß sie viel an wissenschaftlicher Würde und Logik gewannen.

„Die Bekleidungskünstler und hier insbesondere die Schneider sehe ich als Künstler an, wenn sie es sind — und sie können es sein. Nicht minder die Schneiderinnen.“

Daß man die Schneider lächerlich gemacht, daß man sie weiblich, zaghaft, feige gescholten, das ist Renaissance, das kam erst, als französische und italienische Schneider — und Baukünstler herüber kamen, im 16. Jahrhundert. Unsere deutschen Schneider — Gewand Schneider — wie sie uns in den alten Städtechroniken entgegen treten, waren mannhafte tapfere Gestalten, die ihre Zinne auf der Ringmauer so gut vertheidigten, wie die Wollweber und Fleischer — vielleicht, daß sie im Rath noch etwas rascher von Begriffen waren, als diese — denn wenn auch das Zuschneiden den ganzen Mann verlangt, das Nähen läßt Zeit zum Nachdenken, seine Fäden und Neden zu spitzen. Wer weiß das besser, als du, schönes Geschlecht! und wer erfährt es mehr, als du, du starkes Geschlecht!

Der Schneider, oder — um durch den Ausdruck nicht jedesmal dein Vorurtheil zu choquiren — der Gewandkünstler, baut er uns nicht auch unser Haus, unser eigenstes kleines Haus, unser Schneckenhaus? Wohl sind seine Baumaterialien verschieden von denen des Architekten, aber die Verschiedertheit besteht in einem directen Gegensatz, der deshalb wieder als Aehnlichkeit Glied für Glied zuläßt. Beide Künste gingen hervor aus der Hitze, welche die ersten Menschen gegen die Sonnenstrahlen, gegen Regen und Kälte schützte — die eine, indem sie das Zweigeglechte der Wände verfeinerte zu Gespinnsten und Geweben, welche dem Körper auf Schritt und Tritt, auch wenn er die Hütte verließ, Schutz gewährten — die andere, indem sie die Festigkeit und Steifheit des Geflechtes steigerte, zu Stützen und Trägern ausbildete und durch feste Stoffe ausfüllte. Jede der beiden Schwesterkünste hielt die eingeschlagene Richtung bei. Die Baukunst fuhr fort, ihre Werke zu schaffen aus harten, unbiegsamen Massen, die, von unten aufstrebend, sich und andere stützten und trugen und Widerstand leisteten gegen jeden Druck. Die Gewandkunst benutzte fort und fort zu ihren Schöpfungen weiche, biegsame und dehnbare, von oben herabhängende, leicht bewegliche und formändernde Gebilde, die dem Zuge Widerstand zu leisten vermochten.

Die Werke beider Künste sollen dem Zweck, dem sie dienen, dem Inhalt, den sie bergen, Ausdruck geben. Eine Kirche, ein Magazin, eine Villa soll auf den ersten Blick erkannt werden, so gut wie ein Reise-, ein Gesellschafts-, ein Morgenkleid. Beide Künste repräsentiren die Zeit, in der sie schufen, und wie die Bauwerke, so unterscheiden sich auch die Costüme der verschiedenen Jahrhunderte, nur nennt man diese Unterschiede hier Style, dort Moden. Sie sollen beide in dem Beschauer eine gewisse, sei es eine ernste oder heitere Stimmung erwecken: das Grabmonument so gut wie das Trauerkleid, der Gartenpavillon so gut wie der



Der Stiefel der hl. Hedwig.

*) Anmerkung der Red. Wir haben A. v. C., dem wir die liebenswürdig gezeichneten Rüste auf Seite 68 und 134 z. B. verdanken, erlucht, weil sie so großen Beifall fanden, uns wenigstens einen noch aus derselben Feder und der schönen Brautzeit zu geben, wenn auch die Schreibweise seit Monaten schon verheiratet ist. A. v. C. kam unserer Bitte nach, und hier ist ein Brief — zwar nicht vom Schmaß, aber von Stiefeln und einigem Anderem.

Ballanzug. Es muß Harmonie herrschen in den Gebilden der Kunst; und so idyllisch das Hüttchen unter dem Strohdach hervorschaut, so empören würde dies uns auf dem Palaste; und so gern wir ein Nachthübchen sehen, über dem Glanz von Schmuck und Seidenroben würde es uns doch sehr mißfallen.

Wie constructiv widersinnig es wäre, wenn man ein schweres Gefirnse auf schwache Säulen lagern wollte, so unpassend wäre es, eine schwere Garnitur an einen leichten Stoff zu setzen, und wenn an Bauwerken als Constructionsglied und Zierde der ansteigende Bogen am Plage ist, so eignet sich für Gewänder als Saum wie als Schmuck nur der hängende Feston.

Der Architekt muß es verstehen, nach den Gesetzen der Stereometrie die Dachformen seinen Risaliten, Thürmen und Giebeln anzupassen, nicht minder muß der Gewandkünstler vertraut sein mit der Fertigkeit, Stoffe, welche ohne Falten und Brüche nur einfach gekrümmte Flächen bilden, durch Theilung, Zuschneiden, durch absichtlich angeordnete Falten den runden und geschweiften Körperteilen anzuschmiegen.

Wie der Baumeister kennt auch der Gewandmeister den Eindruck sehr wohl, welchen Farben, Muster, Quadrirung und Streifung hervorbringen: während Lifenen und andere senkrechte Linien dem Thurme eine scheinbar größere Höhe geben, wagrechte Gliederungen ihn scheinbar verkürzen und in die Breite dehnen, so droht jenes hagere große Fräulein mit dem grellen längegestreiften Gewande immer dünner werdend in den Himmel zu wachsen; und jene kleine dicke Dame mit dem quergestreiften Kleide als Delgöbe auseinander zu fließen.

Darüber war es dämmerig, mir aber die Gleichberechtigung beider Künste klar geworden, und ich bat Korn, da er mich nun überzeugt hatte, daß man, um die eine zu lernen, die andere studiren müsse, er möge mir nun auch noch etwas erzählen oder sich erzählen lassen. — Was das nun war, das würde Dich, liebe Freundin, noch weniger interessieren, als wie ich fürchte, das schon Erzählte, da Du ohnedies sagst, meine Briefe würden seit meiner

Brauttschaft immer confuser; von diesem aber mußt Du wenigstens zugeben, daß er Hand und Fuß hat.

[2654]

Deine M.

Beschreibung des Modenbildes.

Figur 1. Robe mit Doppelrock und Paletot aus gestreiftem Percal, mit Volants von einfarbigem Percal und eingewebten Bordüren von der Farbe der Streifen verziert. Strohhut mit Garnitur von Crêpe-de-Chine.

Figur 2. Robe mit Doppelrock aus hellem Foulard. Die Garnitur bilden in der Weise der Abbildung Volants desselben Stoffes und Sammetband in dunklerer Nuance. Die Taille mit gerundetem Ausschnitt ist mit gefalteter Frijur garnirt.

Figur 3. Kleid aus roher Seide mit schmalen gestollten Frijuren desselben Stoffes garnirt. Paletot aus schwarzem Grosgrain mit weiten Aermeln und Frijuren aus Grosgrain.

Figur 4. Kleid aus grauer toile-de-laine, mit gefalteten Frijuren garnirt, deren Ansatz je ein Schrägstreifen aus gleichem Stoffe deckt.

Figur 5. Anzug für Mädchen, Kleid mit Doppelrock aus blauer Popeline; der untere Rock ist mit zwei, der obere Rock mit einem gezogenen Volant desselben Stoffes garnirt. Paletot aus Grosgrain mit Rüsche und Franze garnirt.

Auflösung der Charade Seite 218.

„Meerschäum.“

Räthsel.

Als Sache ist es Vielen wichtig,
Ein Feder hat's im Doppelgemplar;
Zum Ueberführen ist es tüchtig,
Wo schlagender Beweis am Plage war.
So Mancher hat sich drauf verlassen,
Im Mittelalter, da verhaß't zum Recht;
In vielen Dingen mag's auch passen,
Doch auf das Auge paßt es immer schlecht.
Und als Person? — Aus dunkler Sage
Tritt sie hervor, die seltsame Gestalt,
Mit Cirkel, Horoskop und Wage,
Und bannt die Welt der Geister mit Gewalt.

Correspondenz.

Freundin in C. Ist der Spitzen-Mantel groß genug, so können Sie doch einen Paletot daraus fertigen, doch wäre auch jener selbst aus noch nicht unmodern. — Unterröcke mit „Naren“ gefüttert trägt man nicht mehr, dagegen sind Röcke mit Saumgarnituren, gestickten Borten und Frijuren sehr beliebt.

Goldfischehen in M. Zur Brauttoilett trägt man keinen Goldschmuck. B. D. in C. Fragen Sie bei einer Berliner Kunststofferei (z. B. Stern-Jerusalemstraße 42) an, ob der Schawl gestopft werden kann, und die Reparatur kostet?

Weisse Rose in M. Wir empfehlen Ihnen und Ihren Freundinnen sehr kleidsame Haarfrijure Abbildung 43—45, Seite 206 d. Z.

Waldblümchen in M. Gewiß kann eine junge Frau farbiges Haar und Revers auf dem Kleide tragen.

Marguerite P. Vous trouvez de differents costumes d'amazones Bazar, page 219.

Facitalia in H. Sie können das bezeichnete Costüm auch aus fettem Taffet anfertigen. Beschalb aber wollen Sie eine vorjährige wählen, da der Bazar doch auch in diesem Jahre eine große Anzahl von Costümen gebracht hat?

M. B. in A. bei G. Schwarze Grenadine ist diesen Sommer ein beliebter bezogener Stoff. Man wählt ihn zu Fichus, Blusen, Ueberkleidern wie Sie mehrfach aus den letzten Nummern des Bazar ersehen können. Schneeglöckchen in D. Ein weißes Plaquekleid können Sie mit Perlen garniren; farbige Sammetjäckchen eignen sich nicht zur Strapazirung. Jeune femme. Wenden Sie sich an das Magazin von Gebr. Wölfe, Jagertstraße 47.

Comtesse v. C. in D. Wir schlagen vor, das Kleidchen nach Abbildung Nr. 45 auf Seite 223 d. Z. fertigen zu lassen. Die Wahl des Stoffes steht ganz bei Ihnen.

Mehrere Abonnentinnen. Es wird uns von einer Leserin freundschaftliches Verlangen, Sommerprossen zu vertilgen, mitgetheilt. Man bereitet sich durch Zusammennähen dreier Lagen Leinwand und ein darüber zu bindendes Stück Guttaperchaleinwand eine leicht eng anschließende Gesichtsmaske, in welche man selbstredend Öffnungen für Mund, Augen und Nase anbringt. Die Leinwandmaske angefeuchtet, beim Schlafengehen dem Gesichte vorgebunden und durch die Guttaperchamaste befestigt. Am andern Morgen wäscht man die Leinwandmaske aus und wiederholt jeden Abend circa sechs Wochen den „Schlaf in der Maske“, worauf die Sommerprossen verschwinden, und man nur noch Sorge zu tragen hat, sich vor den directen Sonnenstrahlen zu schützen. Treten die Flecke später doch wieder zum Vorschein, so soll das Schlafen in der feuchten Gesichtsmaske nach den Nächten schon wieder das Uebel beseitigt haben.

